



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Aufsätze

Brackmann, Albert

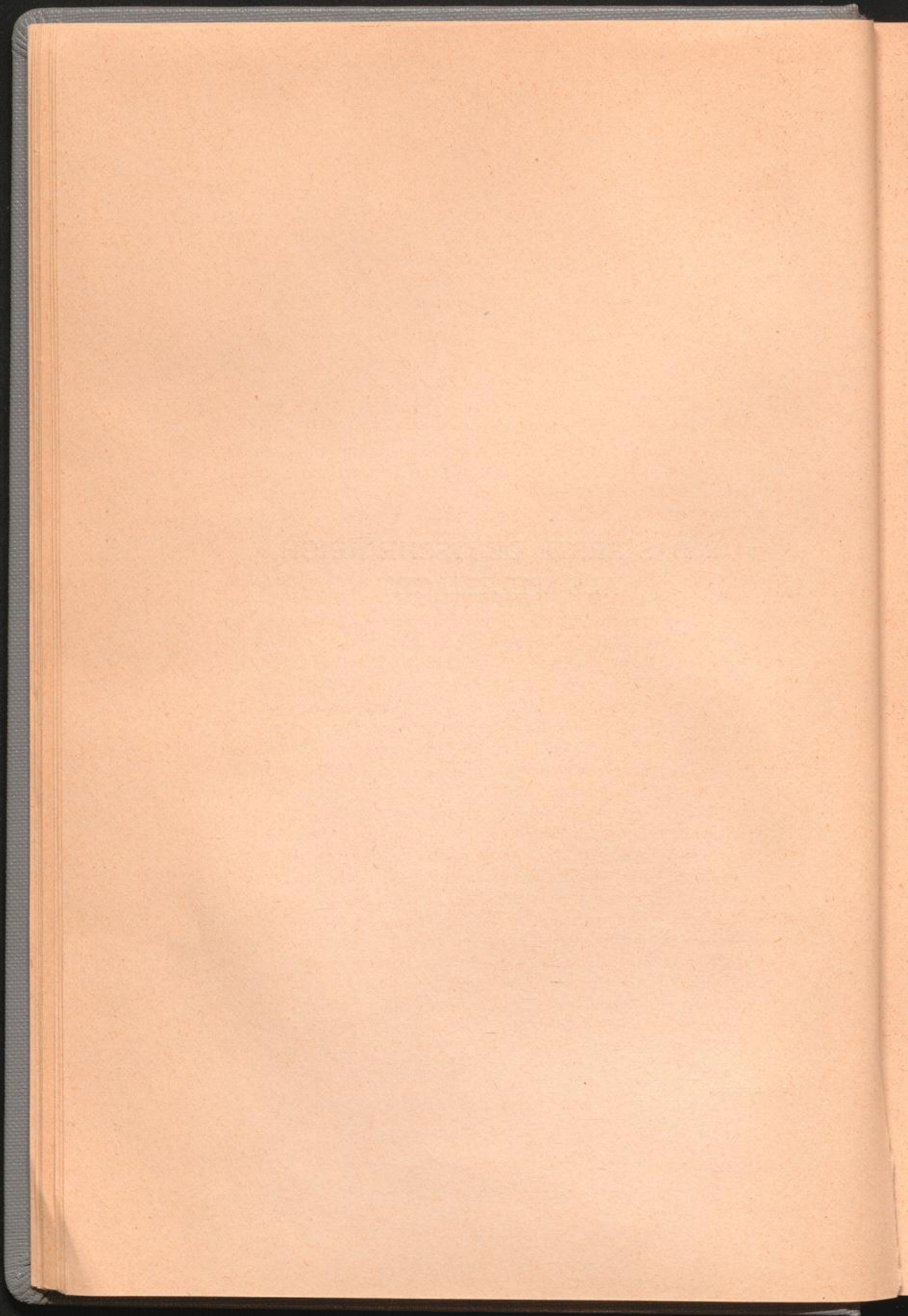
Weimar, 1941

I. Das Erste Deutsche Reich Als Weltmacht

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70921](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70921)

I. DAS ERSTE DEUTSCHE REICH
ALS WELTMACHT

x Brackmann



I.

DAS MITTELALTERLICHE DEUTSCHLAND
ALS VORMACHT EUROPAS*)

(1933)

I. FRÜHMITTELALTER

Wo liegen die zeitlichen Grenzen zwischen „Altertum“ und „Mittelalter“? Der Kundige weiß, daß alle Periodisierungen nur Hilfskonstruktionen späterer Geschlechter sind. Der Masse der Zeitgenossen wird der Übergangscharakter der Zeit, in der sie leben, nie deutlich zum Bewußtsein kommen. So war es auch damals, als das „Mittelalter“ heraufzog. Noch lange nachdem der heilige Augustinus in seinem Buche über den „Gottesstaat“ unter dem erschütternden Eindruck der Einnahme Roms durch Alarich (410) den Untergang des römischen Weltreiches verkündet hatte, ging in Rom und in den romanisierten Provinzen das Leben seinen gewohnten Gang. Papst Leo I. der Große (440—461), ein Römer zwar nicht von Geburt, aber seinem Denken und Empfinden nach, tadelte unmittelbar nach den Tagen, in denen die Vandalen unter Geiserich in der Welthauptstadt geraubt und gemordet hatten (455), in einer Predigt die Christen Roms, daß sie in dieser Zeit der Not und schweren Bedrängnis in den Circus Maximus gelaufen und „heillosen Schauspielen“ zugeschaut hätten, statt den Aposteln für ihre Rettung zu danken. Die Theater und der Circus Maximus waren also noch zwanzig Jahre vor dem Untergange des Weströmischen Reiches von schaulustigen Menschen gefüllt, wie es in den Glanzzeiten Roms der Fall gewesen war, und selbst der Papst, der bei der Gelegenheit des Vandalensturmes die innere Gleichgültigkeit der Römer beklagte, redete in den Predigten, die wir von ihm besitzen, weder damals noch sonst von Untergang oder Verzweiflung, sondern bekannte sich zur Schaffensfreude und zu einem Programm der Arbeit in dem ihm zugewiesenen Beruf. Noch siebzig Jahre später, als in Rom Theoderich der Große und seine Ostgoten herrschten, waren viele der besten Römer fest davon überzeugt, daß das römische Weltreich durch eine Vereinigung der römischen Kultur mit der ungebrochenen germani-

*) Aus „Menschen, die Geschichte machten“, 2. Aufl. Wien 1933, S. 289—296; S. 361 bis 370; S. 477—488.

schen Kraft eine neue Blüte erleben werde. Erst die furchtbaren Zeiten, die dem Untergange des Ostgotenreiches voraufgingen, brachten einen großen Teil der römischen Intelligenz zu der Erkenntnis, daß es um Rom und die antike Kultur geschehen sei. Voll tiefer Erschütterung und Resignation begründete nach 540 der „letzte Römer“ Cassiodor, als sein Gotenkönig Witigis durch Belisar nach Byzanz geschleppt wurde, in Kalabrien das Kloster Vivarium und sah seine künftige Lebensaufgabe darin, die Schätze der griechischen und römischen Bildung der Nachwelt zu überliefern, damit sie, wenn die Zeiten sich wandelten, ihre „Wiedergeburt“ erleben könnten.

Aber die Zeiten wandelten sich nicht. Ungefähr ein halbes Jahrhundert später zog in demselben Jahre 590, als Papst Gregor der Große den Thron bestieg, eine Prozession durch die Straßen Roms. Unter dem Gesang des „Kyrie eleison“ pilgerten Männer und Frauen nach der Kirche Santa Maria Maggiore, um die Mutter Gottes um Hilfe gegen die Pest zu bitten, die seit Wochen in der Stadt wütete. Da erschien, so berichtet die spätere Legende, der Menge der Jammernden, als sie auf der Rückkehr die St.-Peter-Brücke passierten, über dem Grabmal des Kaisers Hadrian ein himmlisches Bild: Der Erzengel Michael zeigte sich, er steckte ein blitzendes Schwert in die Scheide, und die Pest hörte auf. So wurde aus dem Grabmal Hadrians die Engelsburg. Der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Rom hat mit Recht bemerkt, daß damals die antike Welt zugrunde ging und das Mittelalter begann. Aus der Zeit der circensischen Spiele treten wir mit dem Ende des 6. Jahrhunderts in die Zeit der Prozessionen über. An die Stelle des leichten Lebensgenusses trat die düstere Furcht vor dem Tode. Die Tempel zerfielen, die Fora der Kaiser, die Theater und der Circus Maximus füllten sich mit Schutt und Gras, und nur am Lateran und in der Gegend um St. Peter fand sich zusammen, was nicht nach Byzanz geflohen oder in die Klöster gegangen war.

Und wie in Rom, so war es in der Provinz. Noch um das Jahr 570 herum konnte am Hofe der Frankenkönigin Radegunde der römische Dichter Venantius Fortunatus in seinen Gedichten den Versuch machen, die Formen der klassischen Dichtkunst mit neuem Geist zu erfüllen, und wiederum leuchtete hier am fränkischen Königshofe — wie einige Jahrzehnte zuvor am Hofe Theoderichs und der Amalasintha — die Hoffnung auf, daß römische Bildung und germanische Kraft sich einen würden. Aber wie in Rom und Italien auf die Zeiten Cassiodors die Zeiten Gregors des Großen folgten, so folgten im Frankenreich auf die Zeiten des Venantius Fortunatus und der Radegunde die Zeiten Gregors von Tours. Dieser Geschichtsschreiber der Franken sah wie sein Zeitgenosse Gregor der Große Roms Größe bereits in der kirchlichen Tradition. Er kannte

Vergils Aeneis und Sallusts Catilina, er kannte den Gellius und den Plinius; aber höher als die heidnischen Dichter und Gelehrten und höher als die römischen Feldherren und Kaiser standen ihm die Apostel Petrus und Paulus, und hinter diesen beiden Lichtern der Welt verlosch für ihn der Glanz des antiken Rom. Damals, im 6. Jahrhundert, wurde Rom mit seinen Aposteln zum Symbol für das katholische Christentum. Der Romgedanke wurde verchristlicht, und die alte Weltstadt wurde für den mittelalterlichen Menschen Mittelpunkt des Glaubens und der christlichen Sehnsucht.

In dem neuen Frankenreiche, dem Zentrum der frühmittelalterlichen Entwicklung, überwog allerdings noch für Jahrhunderte das germanische Element. In Kirche und Staat, auf den Gebieten des Rechts und der Wirtschaft herrschten fränkische Vorstellungen und Gewohnheiten. Das Hildebrandlied — der einzige fragmentarische Rest althochdeutscher Poesie — zeigt, was die Menschen der Merowingerzeit innerlich bewegte, und aus dem Prolog der Lex Salica klingt uns das Hohelied von fränkischer Tapferkeit und kriegerischem Stolz entgegen und zugleich die Überzeugung von der Mission des Volkes, dem katholischen Glauben in der Welt zum Siege zu verhelfen. Wozu brauchte der Franke Rom, das die Apostel getötet und die Märtyrer mit Feuer verbrannt hatte! Er war mehr als der Römer, und seine christlichen Könige standen höher als die heidnischen Kaiser der Vergangenheit. Selbst als der heilige Bonifatius den Versuch machte, die fränkische Kirche enger mit Rom zu verbinden, blieb die Wirkung gering. Nicht Bonifatius wurde Erzbischof des Fränkischen Reiches, sondern Chrodegang von Metz, ein Vertreter des staatskirchlichen Gedankens. Rom blieb auch nach der „Pippinschen Schenkung“ und trotz des Bündnisses von Ponthion für die Franken nur das ferne Ziel religiöser Verehrung und kein Faktor von größerer politischer Bedeutung.

Viel wichtiger für die damalige Welt als das sinkende Rom wurde die neue arabische Weltmacht, die sich im 7. Jahrhundert bildete. Neben Muhammed verschwinden — was die universale Wirkung angeht — Leo der Große und Gregor der Große, Karl Martell und Pippin. Obwohl jener fast pathologische Mensch weder als Religionsstifter noch als Politiker zu den überragenden Persönlichkeiten gehörte, ging von ihm ein so starker Antrieb aus, daß schon zwanzig Jahre nach seinem Tode das arabische Reich einen großen Teil Asiens und das nördliche Afrika umfaßte und im 8. Jahrhundert eine Gefahr für Europa bedeutete. Die Tage, an denen der arabische Ansturm an den Mauern Konstantinopels zerschellte und Karl Martell zwischen Tours und Poitiers siegte, gehören daher zu den bedeutungsvollsten der Weltgeschichte. Allerdings kann man zweifeln, ob ein damaliger Sieg den

Arabern zur dauernden Herrschaft über Europa verholfen hätte. Das Christentum hatte vorläufig noch eine stärkere Werbekraft als der Islam. Rom erwies sich wirkungsvoller als Bagdad oder Cordova; Karl der Große bedeutete für die Gesamtentwicklung mehr als Muawija und Harun al Raschid.

Ohne Frage haftet daher das weltgeschichtliche Interesse schon am Ende des 8. Jahrhunderts wieder mehr an Mitteleuropa als an Asien und Afrika. Noch immer hatten dort die Frankenkönige die politische Führung. An der fränkischen Eigenart änderte auch die „Erneuerung des Römischen Reiches“, die am 25. Dezember 800 stattfand, so gut wie nichts. Die Kaiserkrönung Karls des Großen war nur von Rom aus gesehen eine Art Fortsetzung des Weltreiches der römischen Kaiserzeit. Aber schon in dem Rechtsanspruch des Papstes auf den Krönungsakt bekundete sich deutlich genug der Wandel gegenüber der Antike. Der neue Kaiser vollends bekümmerte sich um Rom so wenig, daß er nach der Krönung die Stadt nie wieder besucht hat. Die „Universalität“ seines Reiches beruhte auf der realen Weltherrschaft des fränkischen Volkes und nicht auf der Erneuerung des antiken Rom. Karl der Große fühlte sich mit der großen Aufgabe der Heidenmission schon als Frankenkönig, nicht erst als Kaiser zum Herrscher der Welt berufen. Er regierte das Reich von Aachen und nicht von Rom aus, und so erklärt es sich, daß unter seinem Nachfolger statt von der „Erneuerung des Römischen Reiches“ von einer „Erneuerung des Frankenreiches“ geredet werden konnte. An dieser fränkischen Art des Reiches änderten auch das Studium der Antike und die Bildsäulen nichts, die der Herrscher aus Italien nach Aachen verpflanzte. Man pflegt von einer karolingischen Renaissance zu sprechen, aber war der Geist, der aus dem Heliand und Otfrieds Evangelien spricht, römisch bestimmt? Was Karl den Großen selbst und die Besten seiner Gehilfen beseelte, war trotz des Studiums der Klassiker nichts anderes, als was den Schöpfer der Lex Salica mit Stolz und mit Zuversicht erfüllt hatte: die große Aufgabe, die Heiden zu Gott zu führen. Aus der Lektüre des Heiligen Augustinus gewann der Frankenkaiser den Antrieb, den „Gottesstaat“ auf Erden verwirklichen zu helfen. In der Ferne winkte bereits, nachdem die Sachsen gewonnen waren, die Bekehrung der slawischen Völker zum Christentum. Schon waren die Awaren, die Böhmen und die Elb-slaven unterworfen; der Bau einer Flotte sollte den Feldzug gegen das gefährliche Normannenvolk im Norden unterstützen, und die Begründung der spanischen Mark wie die Maßnahmen gegen die Sarazenen des Mittelmeeres wiesen den Blick auf das weite islamische Reich.

Welche Zukunftsmöglichkeiten winkten in diesen letzten Jahren Karls des Großen! Die fränkische Weltmacht schien im Begriff, ein neues Imperium auf christlicher Grundlage zu schaffen. Die arabische

Welt war seit dem Sturze der Ommajaden (750) in sich gespalten; das Byzantinische Reich, bedrängt von den neuen slawischen Reichen des Balkan (Bulgarien, Serbien), war unfähig, die Führung an sich zu reißen. Niemals wieder ist Europa dem Ziele eines universalen Weltreiches so nahe gewesen wie damals. Da ist im Laufe weniger Jahrzehnte das werdende Imperium wieder zerschlagen worden. So rasch wie es gebaut war, so rasch brach es zusammen. Die Schuld trägt in erster Linie die Schwäche der Nachfolger Karls des Großen. Es schien, als habe das karolingische Geschlecht mit der ununterbrochenen Reihe hervorragender Männer von Pippin dem Mittleren, Karl Martell, König Pippin und Karl dem Großen seine Kraft erschöpft. Kein einziger der jüngeren Karolinger kam an Bedeutung jenen älteren gleich. Vor allem erwies sich Ludwig der Fromme, der 814 seinem Vater in der Kaiserwürde folgte, als ungeeignet, die Geschicke des Riesenreiches in jener Richtung weiterzuleiten, die seine Ahnen verfolgt hatten. Diesen Schwächling kennzeichnet, daß er an dem nach Aachen verpflanzten Standbilde Theoderichs des Großen Anstoß nahm, weil der Gotenkönig ein arianischer Ketzer gewesen war. Ihn kennzeichnet, daß er, um die Normannen zu gewinnen, den heiligen Anskar nach Dänemark schickte (826) und nicht ein Heer. Ihn kennzeichnet, daß er die Kaiserkrone zum zweiten Male aus der Hand des Papstes entgegennahm, daß er das Reich unter seine Söhne teilte, daß er auf dem „Lügenfelde“ bei Colmar auch von seinen Anhängern verlassen wurde und daß er in Soissons öffentlich Buße leistete (833). Wenn unmittelbar nach seinem Tode das Reich auseinanderbrach, so lag die Hauptschuld an ihm.

Die erste Folge war, daß mit dem Vertrage von Verdun (843) an die Stelle des einheitlichen Zentralreiches Deutschland, Frankreich und Italien traten. Die zweite Folge war, daß im Norden die Normannen, im Süden die Sarazenen, im Osten die Ungarn über die Grenzen fluteten. Eine weitere Folge war, daß der Glanz des Kaisertums verblaßte und neben den Kaiser der römische Papst als politischer Machtfaktor trat. Symbolisch für die veränderte Situation war, daß in der schweren Bedrängnis Roms durch die Sarazenen Papst Leo IV. die politische Führung übernahm, während der karolingische Kaiser Ludwig II. hinter den festen Mauern von Pavia saß. In der Verherrlichung der Seeschlacht von Ostia (849), mit der die vom Papste gesegnete italienische Flotte den Sieg über die Flotte der Sarazenen davontrug, spiegelt sich noch 8 Jahrhunderte später in dem Freskogemälde Rafaels der gewaltige Eindruck wider, den dieses Ereignis auf die damaligen Menschen gemacht hatte. Wenige Jahre nach dem Tode Leos IV. aber bestieg Nikolaus I. den päpstlichen Thron (858—867), der erste große Papst mit dem Ziele der Weltherrschaft; und es ist bezeichnend, daß er sofort in der Slawenmission des Ostens, die eine der wichtigsten Aufgaben

Karls des Großen gewesen war, die Führung an sich zog. Klar und bestimmt formulierte bereits einer seiner Nachfolger, Johann VIII. (872—882), bei der Kaiserkrönung Karls des Kahlen am 17. Dezember 875 das veränderte Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum mit den die politische Situation des Hochmittelalters vorbereitenden Worten: „Ich habe Dich erwählt, und ich bestätige Dich nunmehr mit Zustimmung aller Römer.“ Damit wurde der Knoten geschürzt, um dessen Lösung sich die Kaiserpolitik der folgenden Jahrhunderte vergebens bemüht hat.

Mit dem Verfall des Zentralreiches im 9. Jahrhundert beginnt zugleich jenes europäische Staatensystem sich zu gestalten, das sich bis auf die Gegenwart mit vielen Veränderungen im einzelnen erhalten hat. Seine Anfänge waren so unerfreulich wie möglich. Das Vordringen der fremden Völkerschaften nach Mitteleuropa löste die staatliche Ordnung im weitesten Umfang auf. Die karolingische Grafschaftsverfassung verfiel; einzelne Stammeshertzogtümer bildeten sich, und deren Herzöge übernahmen anstatt des machtlosen Königtums an den Grenzen des Reiches die Abwehr gegen die vorwärtsdrängenden Nachbarn. Unter den Waffen schwiegen auch die Musen; mit dem Bildungsstand ging es reißend bergab; die literarische Produktion stockte; viele Klöster lösten sich auf, ihre Schulen standen leer. Mitten im Frankenreiche faßten die Normannen festen Fuß; die Slawen schoben sich bis an den Main vor; in das vernichtete Mährenreich drangen die Ungarn ein; die Sarazenen überschwemmten Süditalien und die Provence. Kein Wunder, daß auch die Wirtschaft verfiel und der Handel stockte. Die Franken hatten sich nie in besonderem Maße um das kaufmännische Geschäft bemüht. Träger des Handels waren Juden und Syrer gewesen, und im Norden hatten Friesen und Normannen die Geschäfte gemacht. Jetzt war von umfangreicher kommerzieller Tätigkeit nur noch in Oberitalien etwas zu spüren, und im Bereiche des Mittelmeers konkurrierten Venedig-Byzanz mit afrikanischen Sarazenen und slawischen Dalmatinern. Die große Masse der mitteleuropäischen Bevölkerung bestand aus Bauern und aus anfangs wenigen, mit der Zeit aber an Zahl zunehmenden Großgrundbesitzern, die den weitaus größten Teil ihres Besitzes verpachteten. Von städtischer Kultur konnte wenigstens nördlich der Alpen nicht mehr die Rede sein. Auch was in den Ruinen der Römerstädte am Rhein saß, trieb neben dem Handwerk Landwirtschaft oder Hausierhandel und zwar in primitivster Form. Die Gesamtkultur war ländlicher Art.

Wer damals etwa von Köln oder Mainz nach Byzanz oder Bagdad zog, konnte nicht darüber im Zweifel sein, wo die höhere Kultur zu finden war. Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Ungarn bis ins Herz des

fränkischen Reiches vorstießen, war in Byzanz die mazedonische Dynastie am Ruder, die nach außen und innen gleich erfolgreich regierte. Einer aus ihrer Reihe war jener Constantinus Porphyrogenitus (912—959), mit dem sich die Erinnerung an eine wissenschaftliche Sammeltätigkeit von unerhörtem Ausmaß und an die Erneuerung der alten Bardas-Universität in Byzanz verbindet. Wo gab es damals in Mitteleuropa eine Wissenschaft und eine hohe Schule, wo gab es überhaupt dort eine Kultur, die sich auch nur von ferne mit der byzantinischen vergleichen ließ? Und mochte um diese Zeit die Macht der Chalifen auch bereits im Sinken sein — ihre Hauptstadt Bagdad, der Stapelplatz für die Waren des weiten arabischen Reiches und seit der Gründung (762) der Sitz der arabischen Regierung, mit ihren Moscheen und Palästen, mit ihren Bibliotheken und ihren blühenden Wissenschaften, war ein Kulturzentrum von überragender Bedeutung. Will man Vergleiche ziehen, so kann das Ergebnis nicht zweifelhaft sein; während in Mitteleuropa der Bauer den Ton angab, herrschte im Osten und in Asien neben dem Offizier der Diplomat, der Gelehrte und der Kaufmann. Es war ein die Situation bezeichnender Akt, daß der byzantinische Kaiser Nicephorus dem um die Hand einer Kaisertochter für Otto II. werbenden Gesandten Ottos I. deutlich zu verstehen gab, die Heirat einer Purpurborenen mit dem sächsischen Königssohn sei eine Mesalliance.

Aber schon als diese Äußerung fiel, hatte sich eine Wandlung angebahnt. Mit den Sachsenkönigen beginnt ein neuer Zeitabschnitt. Aus dem Frühmittelalter treten wir in das Hochmittelalter über, aus dem Zeitalter der Agrarwirtschaft in das der beginnenden Stadtwirtschaft, aus der Zeit der reinen Bauernkultur in die der ritterlichen und höfischen Kultur. Mitteleuropa entwickelt sich auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens und erreicht schließlich eine Höhe der Kultur, die der in Byzanz und Bagdad als durchaus gleichwertig gelten darf.

2. HOCHMITTELALTER

Wer sich über die treibenden Kräfte klarzuwerden versucht, die im 10. Jahrhundert die Welt umgestalteten, wird seinen Blick auf Mitteleuropa und auf die Begründung des Deutschen Reiches richten müssen. Eben noch der Tummelplatz der verschiedenartigsten Völkerschaften, wurde jener Teil des alten Frankenreiches, der fortan den Namen „Deutschland“ trug, in der kurzen Zeit von rund zwanzig Jahren von den äußeren Feinden befreit, im Innern durch Überwindung der Herzogsgewalten im zentralistischen Sinne neu gestaltet, durch Angliederung Oberitaliens und durch die Erneuerung des Kaisertums zum

mächtigsten Staate Europas umgewandelt. Das Verdienst gebührt den ersten Sachsenkönigen und dem sächsischen Stamm. Sowohl die Feldherrn und Politiker (Hermann Billung und Gero) wie die Geschichtsschreiber (Widukind von Corvey und Hroswitha von Gandersheim, Thangmar von Hildesheim und Thietmar von Merseburg) wie schließlich die unbekanntenen Architekten von Quedlinburg und Magdeburg, von Gernrode und St. Michael in Hildesheim waren Sachsen. Eine ungemeine Tatkraft steckte in diesen Männern aus den Wäldern des Harzes und den Niederungen der Weser und Elbe. Kaum sieben Jahre liegen zwischen der Zeit, in der der jugendliche und von keiner Wissenschaft beschwerte Otto I. in den sächsischen Gauen Lieder singend der Falkenjagd oblag, und seiner Königswahl im Hochsommer des Jahres 936. Aber in diesem kurzen Zeitraum muß sich das neue Regierungsprogramm gestaltet haben, das der dreiundzwanzigjährige Herrscher zielbewußt zu verwirklichen strebte, und ebenso rasch kam der Erfolg: als am 2. Februar 962 das „römische Kaisertum“ zum zweiten Male erneuert wurde, geschah es auf der realen Machtgrundlage eines zentralisierten Deutschen Reiches und des ihm angegliederten „Königreichs Italien“. War es Phantasterei, daß Otto von diesem Zentralreich aus die Angliederung Burgunds und des weitgedehnten slawischen Ostens erstrebte?

Karolingische Tradition, wirtschaftliche und politische Notwendigkeiten wiesen ihn über die engeren Grenzen Deutschlands hinaus. Aber die Aktivität lag diesen Germanen wie gesagt auch im Blut. In denselben Jahren, in denen Ottos I. Heere nach Polen zogen und in Magdeburg eine Metropole für den slawischen Osten begründet wurde, drängten nordgermanische Scharen in Rußland vorwärts. Damals herrschte in Kiew Swjatoslaw (964—972), ein Enkel Ruriks, der das Warägerreich in Rußland begründet hatte. Dieser gewaltige Russenherrscher von wikingischer Herkunft war trotz aller Verschiedenheit ein Gegenstück zu dem großen Sachsenkaiser: sein Blick reichte in ähnliche Fernen wie der Ottos I., und die naturhafte Kraft seiner wikingischen „Drushina“ (des „Gefolges“) war von der gleichen Art wie die der Sachsen Ottos I. Es besteht eine unverkennbare Parallellität zwischen dem, was dort im 9. und 10. Jahrhundert an der Peripherie geschah, und den Ereignissen im Herzen Europas. Und wer wollte zu bestreiten wagen, daß die Begründung des Warägerstaates in Rußland und des Deutschen Reiches in Mitteleuropa wie die hundert Jahre später geschehenden Gründungen der Normannenstaaten in England (1066) und in Süditalien (durch Robert Guiscard und Roger II.) derselben staatenbildenden germanischen Kraft ihren Ursprung verdankte, die bereits dem alten römischen Reiche ein Ende bereitet und das karolingische Weltreich geschaffen hatte?

Nur erschöpfte sich in den normannischen und sächsischen Staaten-
gründungen diese Kraft nicht in ungestüme kriegerischer Eroberung.
In Kiew zeugt noch heute die Sophienkathedrale, in Magdeburg der
St.-Moritz-Dom vom Kunstsinn der Herrscherfamilien. Die geistige Akti-
vität erstreckte sich im ottonischen Reich auf das ganze Gebiet von
Wissenschaft, Literatur und bildender Kunst. Wie zur Karolingerzeit
wirkten als Vorbilder die Klassiker des römischen Altertums — daher
der Ausdruck „*Ottonische Renaissance*“ —, und hinzu traten seit der
Heirat Ottos II. mit der Theophanu das Griechentum in Byzanz und
seit Otto III. von Spanien her die arabische Wissenschaft. Aber die
stärkste Wirkung ging wiederum von dem germanischen Element aus,
jetzt deutlicher als damals erkennbar in der Wiederbelebung des ger-
manischen Heldengesangs und in der neuen volkstümlichen Poesie des
fahrenden Spielmanns. Auf normannischem Boden galt die Aktivität
vor allem dem wissenschaftlichen Denken. Für die geistige Entwicklung
Europas ist nichts bedeutungsvoller geworden als die Tatsache, daß
im 11. Jahrhundert Lanfranc von Canterbury in der Klosterschule
zu Bec in der Normandie anfang, die theologischen Lehrsätze nach den
Gesetzen der Logik und mit den Mitteln der Dialektik zu begründen.
Wenn sein Schüler Anselm von Canterbury den Satz aufstellte: „Ich
glaube, auf daß ich erkenne“, so sprach er damit als erster mittel-
alterlicher Mensch die Überzeugung aus, daß das letzte Ziel die wissen-
schaftliche Erkenntnis sei. Anselm, der „Vater der Scholastik“, wurde
der Begründer der wissenschaftlichen Forschung, und mit der neuen
Form der Wissenschaft verband sich eine neue Form des Unter-
richts, die von der alten stark gebundenen Klosterschule zuerst in
Paris zur freieren Form der Universität hinüberführte. Auf diesem
normannischen Boden konnte bereits um das Jahr 1100 die Schrift
eines unbekanntes Geistlichen aus dem englischen York erwachsen,
in der zum ersten Male die kühne Lehre von dem Vorrang des Königtums
vor dem Priestertum vorgetragen und damit die „*Säkularisation*“
des Staates vorbereitet wurde.

Der geistigen Wandlung ging eine gründliche Veränderung auf wirt-
schaftlichem Gebiete parallel. Wie anders sah es bereits im Deutschland
des 11. und 12. Jahrhunderts als im Frankenreich Karls des Großen
aus! Die enge Verbindung des neuen Deutschen Reiches mit Italien
wirkte umgestaltend auf die deutsche Wirtschaft und darüber hinaus
auf die Weltwirtschaft überhaupt. Lag bisher der deutsche Handel in
fremden Händen, so bildete sich zur Ottonenzeit ein deutscher Kauf-
mannsstand. Deutsche Kaufleute zogen seitdem nach Pavia, Ferrara
und Venedig; um das Jahr 1000 begründeten sie den Stahnhof in London;
zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. erstrebten sie in den rheinischen Städten

bereits die Selbstverwaltung. Zugleich ermöglichte das neue festgefügte deutsch-italienische Reich den politischen und kommerziellen Vorstoß in den Orient. Die Kreuzzüge haben vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus gesehen zur Folge gehabt, daß das christliche Abendland die Herrschaft über das Mittelländische Meer gewann und der abendländische Kaufmann die Führung an sich riß. Die weitere Folge war das Aufblühen der großen italienischen Handelsstädte. Damals wurde Venedig die Herrscherin über die Adria; Pisa und Genua gründeten Handelsniederlassungen im ganzen Bereiche des Mittelmeers, und ein neues Wirtschaftszentrum entstand in der günstig gelegenen Champagne und in den Niederlanden. Dadurch wurde die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Europas für Jahrhunderte entscheidend bestimmt. Für Deutschland wirkte die Eingliederung in dieses neue Verkehrs- und Handelssystem umbildend auf die ganze Wirtschaftsordnung. Schon im 11. und vor allem im 12. und 13. Jahrhundert stellte sich neben die alte Form der bäuerlichen Wirtschaft und der Grundherrschaft in steigendem Maße eine aufblühende Stadtwirtschaft, die mit ihrer ökonomischen Energie auch auf die Landwirtschaft umgestaltenden Einfluß gewann. In der benachbarten Stadt erhielt der Bauer eine Absatzmöglichkeit, die er früher nicht besaß. Das veranlaßte ihn zu vermehrter Produktion, zu stärkerer Spezialisierung, zur Verbesserung des Betriebs. Nach moderner Vorstellung hätte auch die Grundherrschaft daraus Nutzen ziehen können; aber da der frühmittelalterliche Großgrundbesitz durch die sogenannte Villikations- oder Meierhofverfassung, das heißt durch die Streulage seines Areals gekennzeichnet wurde, so führte das Aufkommen der Stadtwirtschaft gerade umgekehrt zur Auflösung des Großgrundbesitzes mit seiner Eigenwirtschaft und Aufteilung in bäuerlichen Pachtbesitz. Das Aufblühen der Städte hatte daher einen Niedergang der Grundherrschaft und eine ganz beträchtliche Verbesserung der sozialen Lage des bäuerlichen Standes zur Folge. Niemals wieder hat der Bauernstand einen solchen Aufschwung erlebt wie im Deutschland des 12. und 13. Jahrhunderts; und die damit verbundene gewaltige Zunahme der Bevölkerung drängte zur Urbarmachung der Ödländereien, zur Kolonisation im Innern wie in den Ländern des Nordens und Ostens. Was durch deutsche Bauern im Norden und Osten Deutschlands geleistet wurde, ist ein Ruhmestitel deutscher kolonisatorischer Leistung.

Trotzdem hat nicht der Bauernstand, sondern haben Rittertum und Bürgerschaft der Zeit ihr charakteristisches Gepräge gegeben. Die Grundherren gewannen durch die Aufgabe der Eigenwirtschaft Zeit für den Hofdienst, für Krieg und Politik. Die Zinsen, die sie von ihren Zinsbauern erhielten, setzten sie in den Stand, ein Herrenleben zu führen,

das schon im 12. Jahrhundert in ganz bestimmte Formen verbindender Sitte gekleidet wurde. Damals bildete sich der Ritterstand mit der Aufgabe des Herrendienstes und mit seiner höfischen Zucht; und im Zeitalter Friedrich Barbarossas wurde dieser Stand zum tonangebenden im ganzen Bereiche des Abendlandes. Der Ritter stellte sein Schwert auch in den Dienst der Kirche, aber seine weltlichen Aufgaben führten ihn doch zu einer immer stärkeren Einstellung auf die irdische Welt. In Minnesangs Frühling wie in den Liedern der Troubadours und in den großen Epen der mittelhochdeutschen Zeit, die aus der geistigen Atmosphäre des Ritterstandes erwachsen, und daneben auch in den kecken Liedern der fahrenden Scholaren triumphierte die „Frau Welt“ über die asketischen Anschauungen der Kirche und verstärkte damit jene Säkularisation der Weltanschauung, die auf rein intellektuellem Gebiete durch die scholastische Wissenschaft vorbereitet war. Am Ende der hochmittelalterlichen Entwicklung steht die Figur Kaiser Friedrichs II., des aufgeklärten Herrschers eines fast modern organisierten Staates, vor dem nach dem Bericht eines deutschen Dichters aus der Zeit des Fünften Kreuzzuges „Christen, Juden und Heiden ungeschieden“ waren.

Das weltgeschichtliche Interesse haftet für die damalige Zeit jedoch in mindestens gleichem Maße wie am Rittertum an der mächtig aufstrebenden Bürgerschaft der großen Städte. Im Hochmittelalter haben die Städte noch nicht die politische Bedeutung gewonnen wie in der späteren Zeit, aber sowohl in Italien wie am Rhein und im deutschen Kolonialgebiet traten sie als neuer wirtschaftlicher Faktor neben den grundbesitzenden Adel und die Bauernschaft und setzten in heftigem Kampfe mit den Stadtherren allmählich ihre Selbstverwaltung durch. In Italien hat sich die Entwicklung schneller vollzogen als in Deutschland; aber überall ist das Bürgertum am Ende des Hochmittelalters willens und im Begriff, den Städten die politische Freiheit zu erringen und eine eigene Kultur zu entwickeln. Noch nimmt um diese Zeit das Rittertum eine beherrschende Stellung ein, aber die Zukunft gehörte nicht ihm, sondern dem mächtig vorwärtsdrängenden Bürgertum. Das Bild, das die städtische Kultur gewährt, ist nicht weniger farbenprächtig als das der ritterlichen Kultur, aber während diese gegen Ende des Mittelalters allmählich ihre Bedeutung verlor, schloß jene zugleich eine Reihe von Elementen in sich, die nach der Neuzeit hinüberwiesen: nicht bloß den Gedanken der Selbstverwaltung, sondern vor allem jene rationale, kaufmännische Art Politik zu treiben, die im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit für die großen Kaufmannsgeschlechter vom Schlege der Medici und der Fugger kennzeichnend war. Die mittelalterliche Stadt bereitet damit den Weg für den modernen Staat.

In diese Entwicklung der Säkularisation aller Verhältnisse gehört auch der große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, der im Hochmittelalter halb Europa in Mitleidenschaft zog. Dieser Kampf war die Zentraleuropa eigentümliche Form der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche. Er begann im 11. Jahrhundert mit dem Streit um die „Investitur“ und steigerte sich im 12. und 13. Jahrhundert zu einem Kampf beider Gewalten um die „Weltherrschaft“. Von Recht oder Unrecht kann dabei weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Rede sein. In dem Kampf stießen zwei Weltanschauungen aufeinander, die ihr größeres oder geringeres Recht aus ihrer größeren oder geringeren Stärke erweisen mußten. Von Canossa (1077) ging der Weg bis zum Untergange Konradins (1268) und bis zur Katastrophe des Papsttums in Anagni (1303); und das Ergebnis des Kampfes war, daß die beiden großen öffentlichen Gewalten des Hochmittelalters die Führung im Abendlande verloren und die Nationalstaaten sich an ihre Stelle setzten. Das neue Staatensystem Europas schaltete sowohl das universale Kaisertum wie das weltbeherrschende Papsttum aus; der Kampf endete mit dem Untergange des alten römischen Weltreichsgedankens in den beiden Formen, die das Hochmittelalter für ihn gefunden hatte.

In anderen Formen haben die werdenden Nationalstaaten den Kampf zwischen Staat und Kirche zu führen gehabt. In England hat Heinrich II. die Kirche unter seine Herrschergewalt zu bringen versucht, und in Sizilien grenzte Roger II. die beiderseitigen Rechte ab. Aber die Entscheidung über das Verhältnis der beiden Gewalten fiel doch erst in späterer Zeit, als die Machtmittel der Staaten größer geworden waren. Die Bedeutung der Nationalstaaten beruht in diesem Zeitraum auf anderem Gebiet. Ihr großes geschichtliches Verdienst liegt in dem Versuch, den staatsauflösenden Feudalismus zu beseitigen und durch eine rationale Form der Verwaltung zu ersetzen. Überall ist die Tendenz die gleiche. Sie zeigt sich in der Verstärkung der Herrschergewalt, der Zentralisation der Verwaltung in Verbindung mit der Schöpfung eines abhängigen Beamtentums, in der staatlichen Leitung von Handel und Verkehr. Ob es sich um Sizilien handelt oder um England und um die „Monarchie“ Heinrichs des Löwen, um die staufische Reichsverwaltung oder um Länder an der Peripherie Europas — überall zeigt sich das Bemühen, an die Stelle des losen Lehnszusammenhangs das einheitliche Regiment des Herrschers zu setzen. Der Versuch ist zunächst nicht geglückt; denn überall setzte sich im 13. Jahrhundert wieder der Feudalismus durch, und der Adel gewann die Herrschaft zurück; aber jene Fürsten wiesen doch den Weg, den künftige Generationen mit größerem Erfolge beschreiten sollten.

Während im Zentrum Europas diese Wandlungen erfolgten, die eine neue Zeit vorbereiteten, gingen an der Peripherie nicht ohne Schuld des christlichen Abendlandes Veränderungen vor sich, die nach unten und nicht nach oben wiesen. Das Oströmische Reich hatte Jahrhunderte hindurch die Verteidigung gegenüber dem Islam übernommen. Seit 1081 hatte das Herrschergeschlecht der Komnenen eine starke Aktivität sowohl auf politischem wie auf kulturellem Gebiet entfaltet; es hatte die Kreuzzüge veranlaßt und zugleich eine „Renaissance“ auf geistigem Gebiete herbeigeführt, gipfelnd in der Geschichtsschreibung der Anna Comnena, die Thucydides und Polybios zum Vorbild nahm, und in der aufgeklärten Art des Kaisers Manuel, der in gleicher Weise abendländische Ritter und seldschukische Truppenführer in seinen Dienst zog. Niemals waren die Aussichten für eine neue Blüte des Byzantinischen Reiches stärker als damals, und seine historische Mission für den Osten Europas schien noch keineswegs abgeschlossen. Da hat die Eroberung und Verwüstung Konstantinopels durch die verbündeten Venezianer und französischen und flämischen Ritterscharen im Jahre 1204 aller weiteren Entwicklung ein Ende bereitet und das neben Deutschland einzige wirkliche Kulturland Europas samt dem von ihm kulturell bestimmten Osteuropa in eine Barbarei gestürzt, die Jahrhunderte gedauert hat und in ihren Nachwirkungen noch heute nicht überwunden ist.

Die Schuld des Abendlandes war um so größer, als schon im 12. Jahrhundert Anzeichen für eine neue Offensive der asiatischen Völker bemerkbar wurden. Schon 1146 war Imad ad-din Zengi von Mossul aus gegen die Kreuzfahrerstaaten vorgestoßen und hatte Edessa in Besitz genommen, und 1187 hatte Saladin von Syrien und Ägypten aus Jerusalem erobert. Wenn der Vorstoß für das Abendland keine unmittelbare Gefahr bedeutete, so lag das lediglich an der Zersplitterung des islamitischen Reiches, die nach dem Tode Saladins 1193 erfolgte. Aber unmittelbar darauf bildete sich im Innern Asiens die neue Macht des Dschingis Khan, die dem Abendland plötzlich und überraschend die drohende Gefahr offenbarte. Seit 1206 entstand in der Mongolei jenes einheitlich und zentralisiert regierte Reich, das unter Dschingis Khans Führung zunächst Nordchina unterwarf und dann seine sieggewohnten Scharen gegen Turkestan und Rußland sandte. Zur selben Zeit, als im Abendlande Kaisertum und Papsttum den letzten großen Entscheidungskampf kämpften, vernichteten die Mongolen unter Batu, dem Enkel des Dschingis Khan, 1237 bis 1240 das alte Russische Reich in Kiew und stießen im April 1241 auf Polen, Ungarn und Mähren vor, brannten Budapest nieder und schickten sich an, gegen Wien zu ziehen. Nun zeigte es sich, wie falsch es gewesen war, das Byzantinische

Reich zu vernichten; jetzt fehlte den bei Liegnitz und in Ungarn kämpfenden christlichen Heeren die Flankendeckung im Osten. Es war ein Augenblick größter Spannung für das ganze Abendland, als die Mongolen damals bis nach Österreich hinein vorstießen. Auf einem Hoftag in Eßlingen nahmen nach dem Vorgange des Kaisersohnes Konrad die Teilnehmer das Kreuz, und alle Blicke richteten sich auf Kaiser und Papst, die in Italien kampfbereit einander gegenüberstanden. Nichts hat der Sache dieser beiden Schirmherrn der christlichen Kirche mehr geschadet, als daß sie damals den eigenen Streit höher werteten als die Not des Abendlandes und sich auf tönende Manifeste beschränkten. Die Zeitgenossen haben es wohl bemerkt, daß die schließliche Rettung aus der Mongolengefahr nur einem Zufall zu verdanken war: Ende 1241 schied der Großkhan Ugotai im fernen Osten aus dem Leben, und das war der Grund, warum die mongolischen Heere nach Asien abberufen wurden. In diesen Ereignissen liegt eine weitere Erklärung dafür, daß die beiden universalen Gewalten des Hochmittelalters anfangen, ihre Bedeutung für die abendländischen Menschen zu verlieren. Für die ganze zukünftige Entwicklung Europas aber wurde es verhängnisvoll, daß damals das weite Russische Reich durch die mongolische Eroberung für Jahrhunderte von der westeuropäischen Kultur abgeschnitten wurde und in tiefste Barbarei versank. Das mongolische Weltreich, das damals entstand, war das größte, das die Weltgeschichte je gesehen hat; denn es reichte vom Japanischen Meere bis zu den Grenzen Polens, aber es war „gegründet auf den Ruinen der eroberten Gebiete“, und „das einzige Denkmal, das die Sieger aufrichteten, bestand aus den Köpfen der Erschlagenen“. Seine Wirkung auf Europa war eine andere als die auf Asien, wo es in China einen lebenskräftigen Staat begründete, aber das weltgeschichtliche Interesse haftet trotzdem seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nach wie vor an Westeuropa und seiner Kultur, während der größte Teil Osteuropas, Asien und Afrika trotz mancher glänzenden Episoden ihrer Geschichte nicht vorwärts, sondern rückwärts gingen.

3. SPÄTMITTELALTER

Zwischen Hochmittelalter und Spätmittelalter steht die Figur Dantes. Er war 1302 aus seiner Vaterstadt Florenz vertrieben, hatte 1303 die Katastrophe des Papsttums in Anagni erlebt und 1313 seine Hoffnungen scheitern sehen, die er auf Kaiser Heinrich VII. gesetzt hatte. In der *Divina Comedia* spiegelt sich dieses persönliche Erleben wider. Dantes Gedanken kreisen noch um die alten Gewalten des Kaisertums und des Papsttums: Mit Sehnsucht gedenkt er seines Ahnen Cacciaguada, der einst auf dem Zweiten Kreuzzuge von Konrad III. zum Ritter ge-

schlagen war und im Heiligen Lande den Tod gefunden hatte. Aber wenn er Heinrich VII. bei der Romfahrt jubelnd begrüßt, so betrachtet er den Kaiser nicht mehr, wie einst sein Ahne, als Schirmherrn der Christenheit, sondern als Retter seines geliebten Italiens. Damit scheidet sich Dante von der Anschauung des Hochmittelalters und stellt sich als Politiker auf den Boden nationalitalienischer Vorstellungen. Und noch nach einer anderen Richtung hin überschreitet er die Grenze nach vorwärts: nicht mit Hilfe der kirchlichen Gnadenmittel zieht Dante in die ewige Seligkeit ein, sondern geleitet von Vergil als dem Repräsentanten der natürlichen Vernunft und von Beatrice als dem Sinnbild der göttlichen Weisheit.

Zwanzig Jahre nachdem Dante in Ravenna als Verbannter gestorben war, wurde am Ostertage des Jahres 1341 auf dem Kapitol in Rom Francesco Petrarca zum Dichter gekrönt. Er löste die Bande, die Dante noch gebunden hielten. Ihn interessierten weder Himmel noch Hölle, ihn interessierte nur die eigene Person, ihn interessierte die Natur, die ihn umgab, das Weib, das er liebte, und vor allem das alte und das neue Rom, dessen Ruhm er verkündete. Bei seiner Dichterkronung stand unter der jubelnden Menge, die ihn umdrängte, auch der jugendliche Cola di Rienzo. Drei Jahre darauf trafen sich die beiden im Dome zu Avignon und fanden sich in der glühenden Begeisterung für die große Vergangenheit. Damals war es — so berichtet ein späterer Geschichtsschreiber — daß Rom „wiedergeboren“ wurde. Mit Petrarca und Rienzo beginnt das Zeitalter der „Renaissance“. Ihre Anfänge lagen auf politischem Gebiete, aber als Rienzos Traum von der Wiederherstellung der römischen Republik ausgeträumt war, wurde aus der „Wiedergeburt“ Roms eine „Wiedergeburt“ des römischen Geistes. Petrarca erinnerte die Römer in seinen Briefen, in seinen „Berühmten Männern“ und in seiner „Africa“ an ihre große Vergangenheit, er löste damit Italien aus dem Universalismus der vergangenen Jahrhunderte und erfüllte es stärker noch als Dante mit nationalem Geist. Er stellte aber auch der herrschenden Mystik und Spekulation eine stoische, das heißt klare und rationale Lebensphilosophie entgegen; er spielte die römische „virtus“ gegen die Glaubens- und Sittenlehren der Theokratie aus, und er gab dem Leben eine andere Form. Wie dieser für alles interessierte Mensch in Vacluse bei Avignon sein Leben gestaltete, so wurde es in Zukunft Sitte und vorbildliche Lebensform. Auf Rom selbst hat er weniger gewirkt; aber noch während er lebte, begann Boccaccio in Florenz seinen „Decamerone“ zu schreiben, und seitdem wurde Florenz der Mittelpunkt der neuen Bildung.

Diese neue geistige Entwicklung, die das europäische Geistesleben umgestaltete, ist zugleich unauflöslich mit den Namen der Medici ver-

² Brackmann

bunden. Ohne Cosimo Medici hätte Florenz keine Platonische Akademie erhalten; ohne ihn wäre den Künstlern nicht die Fülle von Aufträgen zuteil geworden, die ihre Phantasie in Bewegung setzte; ohne ihn wäre Florenz nicht der künstlerische und wissenschaftliche Mittelpunkt der damaligen Welt geworden. Aber Cosimo war zugleich der kühl berechnende Kaufmann; alle, die ihn kannten, rühmten an ihm als Haupteigenschaft die außerordentliche Verstandesschärfe. Von diesem Mäzen kam daher ein starker intellektueller Zug in die Florentiner Gesellschaft, der in steigendem Maße auch die Kunst und die Wissenschaft der italienischen Renaissance bestimmte. Und dieser unnatürliche Bund zwischen kühlem kaufmännischem Rechnen und künstlerischem Empfinden hat in Florenz eine Welt der äußeren Pracht und des Scheins entstehen lassen, die schließlich an der Wende zwischen Mittelalter und Neuzeit den Untergang herbeigeführt hat. Gegen Lorenzo, den Enkel Cosimos, erhob sich Savonarola: 1492 wurde der Bettelmönch Herr über die weltlichste Stadt der Welt; er verdammt die Wissenschaft, die Schönheit und den Genuß; die Humanisten verließen die Stadt, die Künstler hörten auf zu arbeiten; und obwohl Savonarola schon 1498 den Scheiterhaufen bestieg, wurde die Welt nicht wieder, wie sie vorher gewesen war. Dreißig Jahre darauf stürmten die deutschen Landsknechte Georg von Frundsbergs Rom und machten der Renaissance im „Sacco di Roma“ ein Ende. Was von dieser geistigen Bewegung von nachhaltiger Wirkung blieb, war der Ernst wissenschaftlichen Strebens und das Studium der Klassiker. Schon Petrarca hatte als Gelehrter und formvollendeter Schriftsteller über die Grenzen Italiens hinaus gewirkt. Im Zeitalter der Reformkonzilien war die neue humanistische Bildung über die Alpen gedrungen und hatte an den Höfen und den Universitäten Deutschlands und der Nachbarländer, auch in den weltabgewandten Kreisen der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ Boden gewonnen. Italienische und deutsche Humanisten — so verschieden sie waren — fanden sich in dem gemeinsamen Bewußtsein von der Bedeutung dieser ihrer menschlich freien Bildung zusammen und leiteten damit eine neue Periode der europäischen Geistesentwicklung ein, die sich von der kirchlichen trennte. Und hier berührt die geistige Entwicklung auch die politische an einem entscheidenden Punkte.

Mit dem Vordringen der humanistischen Bildung verband sich eine immer schärfer werdende Kritik an der Kirche und ihrer Organisation. Schon die beiden eindrucksvollen Gestalten des heiligen Dominicus (gest. 1221) und des heiligen Franciscus (gest. 1226) waren eine ernste Mahnung für die Kirche gewesen. Im 14. Jahrhundert steigerte sich die Kritik, als Bonifaz VIII. mit seinem Anspruche auf die Weltherrschaft

den Bogen überspannte und seine Nachfolger in Avignon unter die Herrschaft Frankreichs gerieten. In Deutschland rückten die Fürsten im Kurverein zu Rense (1338) und in der Goldenen Bulle (1356) von den übertriebenen Forderungen des Papsttums ab. In England bekämpfte in den Jahren 1376 bis 1382 John Wyclif die weltliche Herrschaft und den weltlichen Besitz der Kirche und verkündete, daß es keinen Unterschied zwischen Priester und Laien gäbe. In Böhmen predigte seit 1402 Jan Hus gegen die verweltlichte Kirche und riß durch seinen Märtyrertod auf dem Konzil zu Konstanz (1415) sein Volk zur Revolution und zum Austritt aus der Kirche fort. Weder die Reformkonzilien zu Pisa (1409), zu Konstanz (1414—1418), zu Basel-Ferrara-Florenz (1431—1449) noch die Konkordate (Wiener Konkordat 1448) vermochten die kritische Stimmung zu beseitigen. Sie steigerte sich vielmehr durch die sozialen Nöte in Stadt und Land.

Schloß das Hochmittelalter mit dem Aufstieg des Bauernstandes und einer mächtig um sich greifenden Kolonisation im Zentrum Europas und in den Ländern des Ostens, so trat seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die umgekehrte Entwicklung ein. Die Grundbesitzer wurden durch ihr rittermäßiges Leben genötigt, einen immer größeren Teil ihres Grundbesitzes zu veräußern. Das hatte eine wachsende Ungleichheit der Besitzverhältnisse und ein Abwandern der verarmten Schichten in die aufblühenden Städte zur Folge. Großer Reichtum auf der einen Seite, Armut und Elend auf der anderen führten zur sozialen Unzufriedenheit. In Deutschland war der Groll der verarmten Stände schon im 14. Jahrhundert zu spüren, als der „Schwarze Tod“ in den Jahren 1348/49 Tausende von Menschen dahinraffte. 1403 konstituierte sich in Vorarlberg und Tirol eine Art Bauernrepublik, die alle Priester und Herren verjagte; bald darauf folgten Bauernaufstände in Schwaben, in Worms, in Salzburg; zwischen 1427 und 1468 wurde Hans Rosenplüt in Nürnberg zum Dichter der „armen Leute“; gegen Ende des Jahrhunderts erscholl beim Aufstande des Hans Bêheim, des Sackpfeifers von Niklashausen, im Taubergrunde zum ersten Male jenes Lied vom „Totschlagen der Pfaffen“, das seitdem zur Losung der sozialen Revolution wurde.

Mit dem Bauern sympathisierte das Proletariat der großen Städte. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, als die Städte durch ihren Zusammenschluß im Rheinischen Bunde zum ersten Male eine politische Rolle spielten, hatte das Bürgertum einen raschen Aufstieg erlebt. Die Opposition der Fürsten nützte nichts. Auf den Rheinischen Städtebund folgten im 14. Jahrhundert der Schwäbische Städtebund und die Hanse. Kaiser und Fürsten waren zu paktieren genötigt. Die inneren

Gegensätze zwischen Patriziat und Zünften wirkten wohl hier und da hemmend; aber am Ende des 14. Jahrhunderts war das Bürgertum eine politische Macht geworden. Die Zunftverfassung sorgte für eine verhältnismäßig gleiche Verteilung des Besitzes, so daß noch das 14. Jahrhundert für die Städte ohne größere Erschütterungen zu Ende ging. Aber mit dem 15. Jahrhundert beginnt auch hier eine Ungleichheit der Besitzverhältnisse bemerkbar zu werden. Die Fugger in Augsburg besaßen noch 1487 ein Vermögen von rund 25.000 Gulden; bis 1511 hatte es sich verzehnfacht; als Jakob Fugger 1525 starb, besaß er bereits 2 Millionen Gulden, und 1546 war das Vermögen auf $4\frac{3}{4}$ Millionen angewachsen. Seit dem 15. Jahrhundert gab es daher auch in den Städten neben einer kleinen, aber mächtigen Schicht von Besitzenden oder Kapitalisten eine große Masse von Arbeitern und Nichtbesitzenden; und bei diesen mußte jedes revolutionäre Wort auf guten Boden fallen. Mit solchen sozialen Gegensätzen und der bitteren Kritik gegen die reichgewordene Kirche schloß das Spätmittelalter ab und zog die Zeit der Reformation herauf.

In der Zwischenzeit hatte auch das Staatensystem Europas ein anderes Gesicht gewonnen. Der Untergang des letzten Staufers hatte den Niedergang des universalen Kaiserreiches und den Aufstieg der Nationalstaaten, vor allem Frankreichs, zur Folge gehabt. In Deutschland hatte das Interregnum zu einer Zerstörung fast aller jener Institutionen geführt, die im Zeitalter der Stauer geschaffen waren: das Reichsgut war aufgelöst, der staufische Eigenbesitz in andere Hände übergegangen, die königliche Zentralgewalt zum Schatten geworden. Als endlich 1273 der energische Rudolf von Habsburg zum König gewählt wurde, tat er, was unter diesen Umständen das klügste war: er liquidierte die universale Kaiserpolitik der Vergangenheit, er schloß mit dem übermächtig gewordenen hohen Adel (dem territorialen Fürstentum und Kurfürstentum) einen Kompromiß und versuchte, seinem Geschlecht durch den Erwerb einer großen Hausmacht im Südwesten (dem Gebiet der späteren Eidgenossenschaft) und im Südosten (Österreich und Steiermark) die Grundlage für ein gefestigtes Reichsregiment zu schaffen. Für die deutsche Entwicklung wurde es verhängnisvoll, daß diese Politik nicht zum Ziele führte. Der hohe Adel war in Deutschland stärker als das Königtum. In der Goldenen Bulle (1356) stellte er sich neben die königliche Zentralgewalt; und obwohl damit der Erfolg verbunden war, daß die Existenz des Reiches nunmehr für weitere Jahrhunderte nicht mehr allein durch das schwache Kaisertum, sondern auch durch das Kurfürstentum verbürgt war, so legt doch ein Vergleich mit England und Frankreich die Frage nahe, ob ein solcher Erfolg wirklich im Interesse Deutschlands lag. Denn während die Zu-

kunft für dieses zentrale Land Europas schließlich doch eine völlige Zersplitterung und damit die Auflösung in seine einzelnen Territorien brachte, wuchsen zur selben Zeit England, wo der hohe Adel im Oberhause mattgesetzt, und Frankreich, wo er in den königlichen Dienst gezwungen wurde, zu führenden Staaten empor und rissen die Vorherrschaft über den Kontinent an sich.

In Frankreich knüpft die aufwärtsgehende Entwicklung an die Namen Karls von Anjou und Philipps des Schönen an. Mit dem ersteren beginnt die französische Ausdehnungspolitik gegen Italien, an deren Ende trotz der „Sizilischen Vesper“ die französische Herrschaft über Süditalien stand. Mit Philipp dem Schönen beginnt die Ausdehnungspolitik gegen England und Deutschland lebhafter zu werden. Bei dem Kampf mit England ging es um das west- und südfranzösische Land, das seit 1154 in englischem Besitz war, und um das reich gewordene Flandern; bei dem Kampf gegen Deutschland war das Ziel, die Grenzen nach Osten vorzuschieben. Die Auseinandersetzung mit England führte seit 1338 im „Hundertjährigen Krieg“ zu einem erbitterten Ringen um den Sieg, bis endlich 1453 Frankreich Sieger blieb und England fast seinen ganzen kontinentalen Besitz verlor. Der Ausdehnungspolitik gegenüber Deutschland kam die Schwäche der deutschen Reichsgewalt zugute; für den Kampf mit den rheinischen Kurfürsten brauchte der deutsche König Albrecht I. eine Rückendeckung gegenüber Frankreich und verzichtete daher 1299 im Vertrag von Quatrevaux auf die Franche-comté und auf das lothringische Gebiet zwischen Maas und Argonnen. Der glänzende Sieg der flandrischen Bürger bei Kortryk (1302) vertagte im Verein mit dem Ausbruch des Hundertjährigen Krieges für ein Jahrhundert weitere Erfolge. Zwischen Frankreich, England und Deutschland schob sich seit 1363 überdies das Herzogtum Burgund mit dem reichen Flandern und seinem prachtliebenden Hof als Zwischenstaat. Aber in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ging das siegreiche Frankreich mit den klugen Mitteln der Reunionen, der Prozesse, der klingenden Münze — die es seit Philipp dem Schönen und seinen juristisch geschulten Ministern zu handhaben wußte — und mit seinem überlegenen Heer abermals zum Angriff über; und als ihm Burgund samt den Niederlanden im Frieden zu Senlis (1493) durch die geschickte Politik des Hauses Habsburg verlorenging, wandte es sich gegen das zersplitterte Italien und versuchte unter Karl VIII. das ganze Land in seinen Besitz zu bringen, bis die Reaktion der Italiener unter Papst Julius II. und die Gegenwirkung des Hauses Habsburg die Auseinandersetzung auf Oberitalien beschränkten. Als das Spätmittelalter zu Ende ging, war Frankreich, wesentlich durch die kluge Politik Ludwigs XI., ein zentralistisch regierter Nationalstaat geworden, dessen folgerichtige Ausdehnungs-

politik in den nächsten Jahrhunderten die europäische Lage entscheidend bestimmt hat.

Sein alter Gegner England war jetzt auf seine Insel beschränkt und hatte zunächst vollauf mit sich selbst zu tun. Aber es hatte aus der Vergangenheit gelernt. An die Stelle des „kontinentalen Imperialismus“ setzten die Tudors nach dem Abschluß der Rosenkriege einen „merkantilistischen Imperialismus“ mit der Förderung der „Merchant Aventures“ und der nationalen Industrie, an die Stelle des Feudalismus eine zentralisierte Königsgewalt, neben der das Parlament an Bedeutung verschwand, an die Stelle der kirchlichen Abhängigkeit von Rom die nationale „Episkopalkirche“. Damit machten sie ihr Land zu einem in sich geschlossenen Inselreich und eröffneten ihm den Weg in die Welt.

Das Bild, das Europa am Ausgange des Mittelalters bietet, hat ein wesentlich anderes Gepräge gewonnen als um das Jahr 1250. Neben Frankreich und England war Deutschland als führende Macht — trotz der tüchtigen Herrscher vom Schlege Karls IV. und trotz der klugen Politik der Habsburger — infolge seiner territorialen Zersplitterung immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Und wenn mit Maximilian I. und seiner Reichsreform und später unter seinem Enkel Karl V. auch für eine Zeitlang eine rückläufige Bewegung eintrat, so ließen sowohl die Machtstellung der Territorialfürsten wie die sozialen und religiösen Gegensätze, die sich hier schärfer geltend machten als in irgendeinem anderen Lande Europas, keine Hoffnung zu, daß es die alte führende Stellung zurückgewinnen werde. In Italien suchten sich fünf Staaten: Venedig, Mailand, Florenz, der Kirchenstaat und Neapel das Gleichgewicht zu halten; und wenn es einem von ihnen einfiel, sich zum Herrn des Ganzen zu machen, schlossen sich die anderen sofort als Gegner zu einer Koalition zusammen, in die sie auch auswärtige Mächte aufzunehmen keine Bedenken trugen. Für die politische Geschichte Europas kommt daher Italien im Spätmittelalter mehr als Objekt streitender Mächte in Betracht. Nur einige wenige Condottieri und fürstliche Persönlichkeiten haben allgemeine Bedeutung gewonnen, allerdings weniger wegen ihrer politischen Erfolge, als weil sie — wie die Sforza und die Borgia — die Vorbilder für einen neuen Fürstentyp wurden (vgl. Machiavells „Principe“), und sich im Stile des Cosimo Medici als Mäzenaten der Dichter und Gelehrten einen Namen erwarben, wie die Gonzaga in Mantua und die Este in Ferrara. Viel bedeutungsvoller war das, was in Portugal und Spanien geschah. Beide Staaten hatten im Hochmittelalter noch keine besondere Rolle gespielt. Erst im 13. Jahrhundert fing Aragon an, eine politische und geistige Aktivität zu zeigen, und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts trat Portugal auf den Plan, als Heinrich der Seefahrer seine Schiffe

an der Westküste Afrikas entlang segeln ließ, um das Wunderland Indien zu erreichen. Aber von allgemeiner Bedeutung für die politische Entwicklung wurde doch erst der Aufstieg Spaniens zur Weltmacht, nachdem sich Aragon und Kastilien vereinigt hatten (1469). Jetzt übernahm Kastilien mit seiner in den Sarazenenkämpfen gefestigten kirchlichen und ritterlichen Eigenart die Führung und entfaltete dieser seiner Art entsprechend eine Aktivität gegen Ketzler und Heiden, die in der Einnahme Granadas (1492) und den abenteuerlichen Kämpfen der Conquistadoren in der neuentdeckten Welt Amerikas ihren Höhepunkt erreichte.

Das heißersehnte Ziel der Entdeckungsfahrten war noch für Columbus Indien gewesen. Seit dem gewaltigen Mongolenvorstoß im Jahre 1241 war Innerasien für das christliche Abendland ein Land geworden, das Missionare und Kaufleute gewaltig anzog. Die Mongolen hatten 1234 Nordchina in Besitz genommen und hatten unter Kublai Khan (1260 bis 1294) im Jahre 1279 auch Südchina ihrem Reiche eingegliedert, mit der Residenz im nordchinesischen Peking. Zur selben Zeit, als in Europa die Form des zentralisierten Beamtenstaats aufkam, hatte dieser Mongolenkhan ebenfalls einen Staat geschaffen, der auf dem Grundsatz strengster Zentralisation aufgebaut war und dem Handelsverkehr nach dem Westen Tür und Tor öffnete. Die Folge war, daß bald zahlreiche Europäer nach Ostasien zogen: ein Franziskaner namens Plano Carpini, vom Papst Innozenz IV. gesandt, machte 1245 den Anfang; andere folgten: 1253 bis 1255 wieder ein Franziskaner namens Wilhelmus Ruysbroeck, dessen Reisebeschreibung erhalten ist; 1271 bis 1295 zog der Venezianer Marco Polo, dessen Reisebeschreibung noch auf die portugiesischen und spanischen Seefahrer anfeuernde Wirkung übte, an den Hof des Kublai Khan und wurde Präfekt einer chinesischen Provinz; 1307 machte Clemens V., der erste avignonesische Papst, einen Franziskaner namens Johann von Montecorvino zum Erzbischof von Kambalek (Peking); im Jahre 1340 schrieb der Florentiner Kaufmann Balducci Pegolotti im Dienste des Bankhauses Bardi einen „Reiseführer“ durch Asien. Alles deutet auf eine rege Verbindung zwischen den beiden Erdteilen. Der Blick des Europäers weitete sich, und die trennenden Schranken schienen gefallen zu sein. Da hat die Reaktion der Chinesen und der Untergang der Mongolenherrschaft im Jahre 1368 allen Zukunftsmöglichkeiten ein frühes Ende bereitet. Die Chinesen schlossen sich gegen Europa wieder ab, und aller Verkehr hörte auf.

Zwar bildete sich seit 1369 im Innern Asiens ein neues Mongolenreich unter Timur Leng mit der Residenz in Samarkand, aber unter Ausschluß Chinas und nach blutigeren Methoden, als die des Kublai

Khan gewesen waren. Und obwohl Timurs Erfolge im Westen nicht weniger groß waren als die der alten Mongolenherrscher im Osten — denn es gelang ihm, außer Turkestan, Afghanistan, Beludschistan auch ganz Persien und die Kaukasusländer vom Ural bis an die untere Wolga zu unterwerfen —, so war seine Reichsgründung doch nur von kurzem Bestand. Für das christliche Abendland hat Timur nur dadurch eine Bedeutung gewonnen, daß er durch seinen Sieg bei Angora (1402) Konstantinopel vor den Osmanen rettete. Bald nach seinem Tode im Jahre 1405 ist sein Reich wieder zerfallen. Das hatte zur Folge, daß die Osmanen, sobald sie sich erholt hatten, von neuem Konstantinopel angriffen und es, ungehindert von abendländischen Christen im Westen und Mongolen im Osten, unter ihrem großen Sultan Muhammed II. erobern konnten (1453). Damit fiel das abendländische Bollwerk gegenüber dem Islam, und die Osmanen faßten in Europa selbst festen Fuß. Der Untergang des Mongolenreichs hatte dann die weitere Folge, daß von Moskau aus ein neuer russischer Staat durch den klugen und erfolgreichen Iwan III. begründet werden konnte, der die vielen russischen Teilfürstentümer einte und mit der Angliederung Nowgorods und der russischen Teile Litauens sein Zarenreich zu einer europäischen Macht erhob. Neben dem durch die Adelherrschaft geschwächten polnisch-litauischen Staate, neben dem aufwärtsstrebenden Schweden und dem kleinen, damals unbedeutenden Deutsch-Ordensstaat in Preußen tritt Rußland am Ausgang des Mittelalters als eine neue Großmacht auf den Plan, die schon bald zur Vormacht Osteuropas werden sollte.

Das weltgeschichtliche Interesse haftet aber trotzdem noch für Jahrhunderte, wie es fast im ganzen Mittelalter der Fall gewesen war, an den westeuropäischen Staaten und ihrer Kultur, und da diese Kultur auch die Kultur der neuentdeckten Erdteile geworden ist, so darf die Geschichte des europäischen Mittelalters und Deutschlands als der europäischen Vormacht in besonderem Sinne als weltgeschichtliche betrachtet werden, weil seine Geschichte die Vorgeschichte der heutigen Weltkultur geworden ist.

DER STREIT UM DIE DEUTSCHE KAISERPOLITIK
DES MITTELALTERS *)¹⁾

(1929)

Die großen Umwälzungen, die Europa in den letzten vierzehn Jahren auf politischem Gebiete erlebt hat, sind nicht ohne Folgen auch für die Beurteilung der Vergangenheit geblieben. Im besiegten Deutschland ist die Wandlung der historischen Werturteile naturgemäß am stärksten, so daß die Frage allmählich berechtigt erscheint: Was ist nun eigentlich die Wahrheit? War unsere Geschichtsforschung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auf vollkommen falschem Wege? Müssen insbesondere wir Deutschen umlernen und die Hauptabschnitte unserer Geschichte mit anderen Augen betrachten als bisher?

Eins ist richtig: Unser Blick für die Erkenntnis der Vergangenheit ist in mancher Beziehung ganz außerordentlich geschärft. Das gilt nicht nur für die jüngste Vergangenheit, sondern auch für die weiter zurückliegenden Zeiten. Wir sehen auch für das Mittelalter Probleme, die wir vor 1918 in dieser Schärfe nicht gesehen haben. Gerade hinsichtlich der Frage nach der Bedeutung der mittelalterlichen Kaiserpolitik, einer Zentralfrage der mittelalterlichen Geschichtsforschung, haben sowohl die Ereignisse, die hinter uns liegen, wie die politischen Fragen, die uns in der Gegenwart beschäftigen, zu neuer Fragestellung geführt. Wir sehen, wie von der mitteleuropäischen Zentralstellung, die Deutschland im Mittelalter einnahm, ein Stück nach dem andern abgebröckelt ist oder in Gefahr ist abgetrennt zu werden. Das legt uns die doppelte Frage nahe: hat das mittelalterliche Deutsche Reich nicht seine Kraft überschätzt, als es im Süden Italien und die Kaiserkrone

*) Aus: *Velhagen und Klasings Monatshefte* 1929 Juni.

¹⁾ [Die zahlreiche Literatur zu dieser Frage hat zuletzt zusammengestellt und eingehend behandelt: *FRIEDRICH SCHNEIDER, Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Ostpolitik*, 4. stark vermehrte Auflage, Weimar, Verlag Hermann Böhlau Nachf., 1940 (XI, 156 S.). — Zur Sache vgl. auch: *HERMANN AUBIN, Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung*, in: *Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung*, Bd. 2, Leipzig, Verlag S. Hirzel, 1939, S. 52 ff.]

gewann und im Osten seine Siedler bis tief nach Rußland hinein sandte? Handelt es sich bei dieser Politik nicht um die Auswirkung eines deutschen Imperialismus, auf den mit innerer Notwendigkeit die Reaktion der von ihm betroffenen Nationen folgen mußte? Daneben stellt sich die zweite Frage: hätte das mittelalterliche Deutschland nicht besser daran getan, auf die Italienpolitik zu verzichten, an der seine Staatsmänner gescheitert und das Kaisertum schließlich zugrunde gegangen sind, um statt dessen alle seine Kräfte auf das Kolonialgebiet im Osten zu konzentrieren?

Es ist ohne weiteres klar, daß die Antwort auf diese Fragen auch für die Gegenwart von beträchtlicher Bedeutung ist. Leider gehen die Ansichten der Historiker selbst über diese Fragen sehr wesentlich auseinander. Ich will von den außerdeutschen Historikern ganz schweigen. Bei ihnen überwiegt die ablehnende Kritik des mittelalterlichen Kaisertums, weil es ein deutsches war. Aber auch in Deutschland ist die Kritik seit langem sehr scharf. Wie erklären sich diese Meinungsverschiedenheiten auf einem der wichtigsten Gebiete der Geschichtswissenschaft?

Der Grundfehler, der in der Kritik der mittelalterlichen Kaiserpolitik steckt, scheint mir, kurz gesagt, der zu sein, daß die Kaiser und ihre Politik fast durchweg nach Maßstäben gemessen werden, die aus den Interessen einer einzelnen europäischen Nation abgeleitet sind. Das mittelalterliche Kaisertum erwuchs aber aus der römischen Vorstellung eines universalen Weltreiches, es trug also universalen, nicht nationalen Charakter und muß daher aus den universalen Beziehungen heraus verstanden werden, in die es von dem Augenblicke seines Entstehens an hineingestellt wurde. Folglich müssen wir erwägen, ob die Politik der deutschen Kaiser oder ihrer Staatsmänner nicht irgendwie rationell aus diesen universalen Beziehungen heraus zu erklären ist. Wir müssen die staatsmännischen Erwägungen zu erkennen suchen, die sie nach Italien und Rom führten, und haben ferner zu untersuchen, ob wirklich die Italienpolitik den Untergang des Kaisertums und den Niedergang der deutschen Vormachtstellung in Europa seit dem 13. Jahrhundert zur Folge hatte.

1. DIE GRÜNDE DER ITALIENPOLITIK

Die neuesten Kritiker der deutschen Kaiserpolitik pflegen schon für das 10. Jahrhundert die Alternative zu stellen: Italienpolitik oder Ostpolitik. In geistvoller Ausführung hat insbesondere mein Bonner Fachgenosse FRITZ KERN, Gedanken GEORGS VON BELOW fortführend, seine überaus scharfe Kritik der Italienpolitik geradezu auf die These zugespitzt, daß diese unfruchtbare Politik die großen, verheißungsvollen Anfänge einer universalen deutschen Ostpolitik vernichtet habe, und

er hat den ersten deutschen Kaiser, Otto den Großen, für die verhängnisvolle Wendung verantwortlich gemacht. Er ist der Meinung, daß Otto der Große vor 962 auf dem besten Wege war, ein festgefügtes Reich zu begründen, mit dem politischen Zentrum am Rhein, mit einem idealen Kolonisationsgebiet in dem weiträumigen Osten, also ein Deutschland, das von der Schelde bis mindestens an die Weichsel gereicht und unangreifbar dagestanden hätte zu einer Zeit, in der die Westmächte erst anfangen, sich zu bedeutenden Staaten zu entwickeln. Da zog ihn nach der Meinung KERNs die Erinnerung an Karl den Großen in ihren Bann. Statt Realpolitik zu treiben, ließ Otto sich verleiten, nach der Kaiserkrone zu greifen, und sofort war es mit der Ostpolitik vorbei; Deutschland wurde auf Bahnen gedrängt, an deren Ende der Niedergang im Osten und im Westen stand. Der Drang nach dem Glanze der Kaiserkrone, sagt KERN, sei bei Otto stärker gewesen als die kühle staatsmännische Vorsicht und die Fähigkeit, sich auf das Erreichbare zu beschränken. Er vergleicht ihn einem *chevalier errant* der Kreuzzugsromantik, der einem Gottfried von Bouillon näher gestanden habe als dem kühl berechnenden Vater König Heinrich I.

Fragen wir, ob das richtig ist, so erkennen wir, wie ich glaube, ohne weiteres, daß diese Auffassung des Politikers Otto an einem inneren Widerspruche krankt. KERN gibt zu, daß Ottos I. Pläne im Osten zu den umfassendsten gehörten, die ein deutscher Staatsmann dort verfolgt hat. Sie haben von Holstein im Norden bis nach Ungarn im Süden und im Osten bis Kiew gereicht, mit dem großen Ziel, die ganze Slawenwelt östlich der Elbe für das Christentum und das Deutsche Reich zu gewinnen. KERN erkennt auch an, daß Otto dabei klug und in jeder Beziehung überlegt vorgegangen sei: kirchliche und staatliche Organisation griffen in mustergültiger Weise ineinander wie die Räder einer Maschine. Dieser vorsichtige und überlegte Staatsmann soll aber 962 den sehr unüberlegten Schritt getan und nach der Kaiserkrone gegriffen haben, lediglich weil das Vorbild Karls des Großen und der Glanz der Kaiserkrone ihn blendeten. Das Bild eines solchen bald realpolitisch handelnden, bald romantisch empfindenden Staatsmannes hat von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Aber es steckt auch ein tatsächlicher Fehler in dieser Argumentation. Alle Eroberungspolitik im Norden und im Osten Europas war damals kirchlich fundiert. Wie die karolingischen Hausmeier und Könige seit Karl Martell Bistumsgründung und staatliche Organisation aufs engste miteinander verbanden, so war dies auch für Otto I. die selbstverständliche Politik. Nun hatten sich aber die Zeiten, seit Karl der Große auf dem Throne saß, in einer Beziehung ganz beträchtlich gewandelt. Staat und Kirche standen im 10. Jahrhundert nicht mehr in demselben Verhältnis zueinander wie im 8. und 9. Die geistige Struktur der Men-

schen hatte sich geändert. Man spürt die Wandlung in der politischen Geschichte zum ersten Male, als Otto I. 951 den Erzbischof Friedrich von Mainz von Pavia aus als Führer einer Gesandtschaft nach Rom sandte, um mit dem Papst in Verbindung zu treten. Man pflegt diesen Schritt wie auch die spätere Kaiserkrönung als eine Wiederaufnahme karolingischer Politik aufzufassen: bis zu einem gewissen Grade mit Recht. Aber ich glaube nicht, daß man mit einer solchen Auffassung der Bedeutung des Schrittes voll gerecht wird. Sie erschließt sich erst ganz, wenn man die Persönlichkeit des Führers der Gesandtschaft ins Auge faßt, des Erzbischofs Friedrich von Mainz. Er war einer der eigenartigsten Menschen jener Zeit: eine wesentlich religiös eingestellte Natur, ohne jeden politischen Ehrgeiz. Er hatte bald nach seinem Amtsantritt Papst Leo VII. (937—939) gebeten, ihn nach dem Vorbilde des heiligen Bonifatius zum apostolischen Vikar und Legaten in Deutschland zu ernennen. In entscheidenden Augenblicken versagte er sich Otto I., wenn dieser ihn zu politischen Handlungen heranzog, offenbar weil er die übliche politische Betätigung der Bischöfe verwarf. Das aber war ein neuer Bischofstyp, sehr stark unterschieden von dem alten, der zur Karolingerzeit der übliche gewesen war und auch zu Ottos I. Zeit noch der übliche war. Wenn Otto diesen rein kirchlich und zugleich römisch eingestellten Erzbischof damals nach Rom sandte, so liegt der Schluß nahe, daß es kirchliche Gesichtspunkte waren, die den König zur Verbindung mit Rom bestimmten. Der Beschluß, gefaßt wenige Jahre nachdem Otto 948 das neu eroberte Slawengebiet organisiert hatte, weist sehr wahrscheinlich auf den Zusammenhang mit der Ostpolitik des Königs.

Sichere Erkenntnis vermitteln aber erst die Ereignisse der folgenden Jahre. 954 starb Erzbischof Friedrich. 955 ging nach der Schlacht auf dem Lechfelde eine zweite Gesandtschaft nach Rom, diesmal geführt von einem Vertreter staatskirchlicher Anschauungen, dem Abte Hadamar von Fulda, und jetzt wird der Zweck genannt: Hadamar sollte über die Gründung eines Erzbistums in Magdeburg unterhandeln, das die kirchliche und politische Metropole für die ganze noch zum Christentum zu bekehrende Slawenwelt werden sollte. Hier wird der Zusammenhang zwischen der Ostpolitik und den Beziehungen zu Rom zum ersten Male ganz klar. Die begleitenden Umstände dieser zweiten Gesandtschaft sind von beträchtlicher Bedeutung. Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz saß damals als Nachfolger Friedrichs ein natürlicher Sohn Ottos des Großen, namens Wilhelm, den ihm eine edle Slawin geboren hatte, als er noch im Sachsenlande das ungebundene Leben des mit keinen Pflichten beschwerten Thronfolgers geführt hatte. Als Wilhelm 955 von der Gesandtschaft des Abtes Hadamar nach Rom

hörte, schrieb dieser erste Erzbischof des Deutschen Reiches und Königssohn einen entrüsteten Brief an den damaligen Papst Agapit II., in dem er sich gegen die Begründung des Erzbistums Magdeburg wandte, weil dadurch die Rechte des Mainzer Erzbistums geschmälert würden. Der Brief ist seit langer Zeit bekannt, aber man hat ihn bisher zu einseitig interpretiert, wenn man in der Gegnerschaft Wilhelms gegen den Magdeburger Gründungsplan nur den Ausfluß Mainzer partikularistischer Interessen erblickte. Es klingen in dem Schreiben auch andere Töne an. Wenn der Erzbischof von dem Unkraut schreibt, das jetzt in Deutschland den Weizen der heiligen Kirche erstickte, und wenn er dem Papst vorwirft, daß das Geld Hadamars mehr vermöge als die Satzungen des heiligen Bonifatius und aller früheren Päpste, so sind das Worte aus der Gedankenwelt seines Vorgängers Friedrich von Mainz. Die Kritik, die seitens der ersten Erzbischöfe des Deutschen Reiches an der Kirchenpolitik wie an der Ostpolitik Ottos I. geübt wurde, lehrt ein Doppeltes: Sie liefert den Beweis, daß ein Teil des deutschen Episkopats die Ostpolitik Ottos des Großen ablehnte, weil sie mit den Satzungen des heiligen Bonifatius und der Päpste nicht übereinstimmte. Sie zeigt zugleich, daß Otto bei seiner Ostpolitik genötigt wurde, auf solche kirchlichen Strömungen Rücksicht zu nehmen. Wir haben Beweise dafür aus der späteren Zeit seiner Regierung, daß Otto die Opposition des Mainzer Erzbischofs schwer empfand. Wir sehen aber auch ohne weiteres, daß er diesen frondierenden und Verbindung mit Rom suchenden Erzbischöfen mit Erfolg nur begegnen konnte, wenn er seinerseits Beziehungen zu Rom aufnahm. Hier berühren sich diese Einzelbeobachtungen mit der Frage nach dem Ursprung der deutschen Italienpolitik. Wenn Otto nach Rom zog und den Papst für sich gewann, so entzog er den römisch gesinnten und frondierenden Bischöfen Deutschlands den stärksten Rückhalt, den sie besaßen. Der große Gedanke, die Slawenwelt zu gewinnen, konnte nur mit Rom verwirklicht werden.

Alles, was 962 geschah, bestätigt die Richtigkeit dieser Beobachtung. Am 2. Februar 962 wurde Otto der Große in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt, und der erste politische Akt, der nach der Kaiserkrönung erfolgte, war die Begründung des Erzbistums Magdeburg am 12. Februar. Jetzt, wo der deutsche König als Kaiser nach alter Tradition der Schirmherr der römischen Kirche geworden war, lenkte er das Papsttum in die Bahnen seiner Ostpolitik, und die Bahn schien frei für den großen Plan einer deutschen Eroberung der Slawenwelt.

In diesen Zusammenhang gliedern sich nun einige Beobachtungen ein, die ich in einer Studie über die Ostpolitik Ottos des Großen machen konnte. Das Hauptergebnis war, daß in der Ostpolitik Ottos des Großen

zwei Gedankenreihen gegensätzlich aufeinander trafen: die kaiserliche, die dem Kaiser die Aufgabe zuwies, Schützer und Mehrer des christlichen Glaubens zu sein, und die päpstliche, die das Kaisertum nur als das Werkzeug seiner Weltmission betrachtete. Als Otto I. 962 Kaiser wurde, schien die kaiserliche den Sieg zu behalten. Aber es war nur Schein. Als das päpstliche Privileg, in dem die Gründung von Magdeburg bestätigt wurde, nach Deutschland kam, blieb der Erzbischof von Mainz hart, und sofort besann das Papsttum sich wieder auf sich selbst. Johann XII. schloß ein Bündnis mit den Feinden des Kaisers und machte wieder Politik auf eigene Faust. Mit der Gründung von Magdeburg war es vorläufig vorbei. Fünf Jahre hat Otto warten müssen, bis ihm der Tod seines Sohnes, des Erzbischofs Wilhelm von Mainz, und die Neuwahl einer ihm ergebenen Persönlichkeit abermals die Bahn für eine Politik großen Stils freizumachen schien, aber da ging der neue Papst, den er eingesetzt hatte, nur die Hälfte des Weges mit. Johann XIII., der seit 965 Papst war, stammte aus altem römischem Adelsgeschlecht. Der römische Adel hatte mit großer Zähigkeit durch alle Stürme des Untergangs der antiken Welt und der fränkischen Vorherrschaft an der Herrschaft über das „goldene Rom“ festgehalten. Er hatte auch der päpstlichen Politik Ziel und Richtung gewiesen: als Ziel die Herrschaft des römischen Bischofs über die universale Kirche, als Richtung die Selbstbehauptung der Stadt Rom im Kampfe der rivalisierenden politischen Gewalten. Von dieser politischen Erbweisheit des römischen Adels war auch Johann XIII. erfüllt, ein römischer Senator alten Stils im Gewande des *summus pontifex*. Als Otto der Große diesen Pontifex 967/8 abermals um die Begründung des Erzbistums Magdeburg bat, gab der Papst ihm scheinbar nach, aber er fügte in das Gründungsprivileg die für Ottos Ostpolitik entscheidenden Worte ein, daß der Umfang des neuen Erzbistums auf die 968 bereits unterworfenen Slawengebiete zu beschränken sei. Während der Kaiser Magdeburg als Metropole für die ganze noch zu missionierende Slawenwelt betrachtete, schränkte der Papst den Bereich auf das Elb- und Saalegebiet ein. Und noch einem anderen Gedanken gab er Ausdruck: als Gründer des Erzbistums erscheinen die deutschen Bischöfe. Nicht der deutsche Kaiser sollte als Begründer des Erzbistums und als Schirmherr der Slawenmission betrachtet werden, sondern die Kirche und der Papst. Die römisch-päpstliche Auffassung siegte über die kaiserlich-deutsche.

Trotzdem eröffnete sich dem Kaiser noch einmal die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen. Am 6. September 972 starb Johann XIII., und ein Otto ergebener Papst namens Benedikt VI. kam auf den Thron. Nun schien abermals die Bahn für eine Ostpolitik größten Stils frei,

und wir sehen, daß Otto den Augenblick nutzte. Im Frühjahr 973 gründete er in Verbindung mit dem neuen Papst Benedikt VI. das Bistum Prag. Damit schloß sich der Kreis der großen Bistumsgründungen des Kaisers. Von Schleswig, Ripen und Aarhus auf dänischem Boden führten sie über Brandenburg, Havelberg und Oldenburg, über Magdeburg nebst Merseburg, Zeitz und Meißen bis nach dem böhmischen Prag mit dem offenbaren Endziele, alle diese Länder zunächst kirchlich und dann politisch dem Deutschen Reiche einzugliedern, wie es schon karolingische Praxis gewesen war. Und schon richteten sich Ottos Blicke auf Polen, wo in Posen 968 ein, wie es scheint, deutscher Bischof eingesetzt war und der einheimische Herzog Miesko (Mieszko I.), der erste in der langen Reihe der polnischen Herzöge, sein „amicus“ geworden war; sie richteten sich weiter auf Ungarn, wo ein deutscher Bischof, Pilgrim von Passau, als Missionsbischof und Kolonisator tätig war. Als im März 973 in Quedlinburg der letzte große Reichstag Ottos stattfand, erschienen auf ihm neben dem Polenherzog und dem Herzog von Böhmen auch zwölf ungarische Große. Leider wissen wir von den Verhandlungen nichts, aber die Forschung ist sich darüber einig, daß dort mit dem Böhmenherzog die Gründung des Bistums Prag beschlossen wurde. Ist es zu kühn, anzunehmen, daß Otto damals auch mit dem unterworfenen Polenherzog und mit den ungarischen Großen über die kirchliche Eingliederung ihrer Länder verhandelt hat, nachdem der Widerstand der Kurie beseitigt war? Wir sehen aus alledem deutlich, daß die Ostpolitik für Otto nur auf Grund einer folgerichtigen Rompolitik zu verwirklichen war. Die Alternative, von der wir ausgingen: Ostpolitik oder Italienpolitik, ist moderne Konstruktion. Den Menschen des 10. Jahrhunderts war sie unbekannt. Damit erhalten wir aber zugleich die Antwort auf die Frage, ob die Italienpolitik für Deutschland verkehrt war oder nicht. Ein deutscher Staatsmann des 10. Jahrhunderts, der eine Ostpolitik großen Stils treiben wollte, mußte das Papsttum in seine Politik hineinziehen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Ostpolitik der einzige Grund war, der Otto den Großen nach Italien zog. Die anderen Gründe lagen teils auf politischem, teils auf wirtschaftlichem Gebiet. Was auch von den Kritikern gegen diese Gründe vorgebracht worden ist, — es bleibt doch so, daß Otto im Jahre 951 gezwungen wurde, Oberitalien wieder in Besitz zu nehmen, weil die Vereinigung dieses wichtigen großen Kulturlandes der damaligen Zeit mit Burgund drohte und damit Deutschland in die Gefahr geriet, von den dortigen Alpenpässen abgesperrt zu werden. Durch die Erhebung Berengars von Ivrea war eine Situation entstanden, wie sie in den späteren Jahrhunderten immer wieder die deutschen Kaiser gegen die Franzosen zu den Waffen rief bis auf die

Zeiten Karls V. und Franz' I. und darüber hinaus. Es bleibt auch dabei, daß wirtschaftliche Gründe für die Herrschaft über Oberitalien sprachen; denn es läßt sich weder bestreiten, daß die oberitalienischen Städte noch im 10. Jahrhundert die Zentren des Welthandels waren: Pavia sowohl wie Ferrara und Venedig, noch läßt es sich übersehen, daß Otto I. einen Vertrag mit Venedig schloß, der zwar kein Handelsvertrag im modernen Sinn war, der aber dieser ersten Handelsstadt des frühen Mittelalters Handelsfreiheit auf dem Boden des Reiches gab *per cuncta annorum curricula*: auf unabsehbare Zeit. Man spürt die Wichtigkeit, die Otto dem Handelsverkehr mit Venedig beilegte, auch in der höchst eigenartigen politischen Neuordnung des östlichen Oberitaliens: der ganze Osten Oberitaliens bis vor die Tore Venedigs wurde 952 als Markgrafschaften Aquileja und Verona staatsrechtlich zum Deutschen Reich gezogen. Was hatte das für einen Sinn, wenn es Otto nicht darauf ankam, die unmittelbare Verbindung mit Venedig herzustellen? Es läßt sich vor allem auch nicht bestreiten, daß Otto anfang, in reicher Fülle gerade den hervorragendsten Handelsplätzen in Italien und Deutschland Marktrechte und Zölle zu verleihen, wie es vor ihm kein anderer Herrscher getan hatte. Er gab in Italien Luni, dem Haupthandelshafen am Tyrrhenischen Meer, und Pavia Marktprivilegien, in Deutschland den auf dem Wege nach Italien gelegenen Sankt Gallen und Chur.

Was das zu bedeuten hatte, brauche ich im einzelnen nicht darzulegen. Wir blicken in diesem Zusammenhange nur auf die Folgen: Noch unter Otto I. bildete sich ein deutscher Kaufmannsstand, und unmittelbar nach seinem Tode gestalteten sich die ersten deutschen Kaufmannsrechte. Es ist wahrlich kein Zufall, daß die Geschichte des deutschen Kaufmanns mit der Zeit Ottos I. beginnt.

2. DIE URSACHEN DES NIEDERGANGS DER KAISERLICHEN MACHT

Wenden wir uns jetzt der zweiten Frage zu, der Frage nach den Ursachen der großen Katastrophe des Kaisertums im 13. Jahrhundert. Auch hier sind die Beziehungen zu Rom von entscheidender Bedeutung gewesen. Die zentrale Bedeutung des Investiturstreites für den Niedergang des deutschen Kaisertums hat man natürlich niemals verkannt, aber die Kritiker pflegten und pflegen noch heute nur die Folgerung zu ziehen, daß erst die Italienpolitik der deutschen Kaiser zum Zusammenstoß mit Rom geführt habe, und das ist falsch. Die Institution des Kaisertums stand von Anfang an in engster Schicksalsgemeinschaft mit Rom. Auf ihren Ursprung gesehen war sie ein römisches und fränki-

sches Produkt. Daher differierten von vornherein die Auffassungen von dem Verhältnis zwischen Papst und Kaiser. Während Papst Leo III. im Jahre 800 das Recht der Übertragung der Kaiserwürde auf Grund der Konstantinischen Schenkung für das Papsttum in Anspruch nahm und damit die spätere Theorie von der Überordnung der kirchlichen Gewalt und der Alleinherrschaft des Papstes in der Kirche begründete, vertrat umgekehrt der erste Kaiser aus dem karolingischen Geschlechte den Standpunkt, daß der Papst sich auf das geistliche Gebiet zu beschränken habe und der Kaiser der gegebene politische Führer der Christenheit sei. Dieser Gegensatz aber zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Auffassung über das Wesen und die Aufgaben des Kaisertums ist der entscheidende Faktor für die weitere Entwicklung des Kaisertums geworden. Alle anderen Momente wie Italienpolitik und Römerzüge sind sekundärer Natur.

Die Einsicht in die zentrale Bedeutung dieses Gegensatzes für die Geschichte des deutschen Kaisertums ist den Kritikern vielfach aus keinem anderen Grunde verschlossen geblieben, als weil in den ersten Jahrhunderten nach der Erneuerung der Kaiserwürde die Reibungsflächen zwischen Kaisertum und Papsttum verhältnismäßig klein waren. Vollends seit Otto I. gewann das deutsche Königtum die Oberhand, und damit siegte auch die kaiserliche Anschauung von dem Verhältnis der beiden Gewalten und führte zur Eingliederung der Kirche in den Staat (durch das Mittel der Investitur). So erklärt sich auch, daß die Italienpolitik in dieser ganzen Zeit für Deutschland und für das deutsche Königtum trotz mancher Opfer im einzelnen einen außerordentlichen Aufstieg brachte. Es ist durch nichts zu beweisen, daß dieser Aufstieg Deutschlands, wie die Kritiker behaupten, beim Verzicht auf die Italienpolitik und bei der Beschränkung auf eine kräftige Ostpolitik ebenso groß gewesen sein würde. Noch einmal wollen wir uns in diesem Zusammenhange daran erinnern, daß Italien in jenen Jahrhunderten das führende Kulturland Europas war, zugleich das wirtschaftliche Zentrum der damaligen Welt. Was bedeutete damals mit Italien verglichen das vollkommen unkultivierte polnische Bauernland! Für einen deutschen Staatsmann jener Zeit konnte es gar keine Frage sein, wo für Deutschland der größere Vorteil zu holen war, in Italien und nicht in Polen, und die Folgen haben gezeigt, daß sie mit dieser Erwägung im Recht waren. Als die Kaiserzeit zu Ende ging, war die deutsche Kultur im Begriff, die italienische zu überflügeln: seine Dome gaben an Schönheit den italienischen nichts nach; seine rheinischen und schwäbischen Handelsstädte brauchten den Vergleich mit den italienischen nicht mehr zu scheuen, und die Aussichten auf einen weiteren, glänzenden wirtschaftlichen Aufstieg waren so günstig wie möglich,

da das Zentrum des Welthandels sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts von Oberitalien nach der Champagne, also in die unmittelbare Nähe der deutschen Grenze, zu verschieben begann. Wie kann man also die Italienpolitik als den Grund für den Niedergang des Deutschen Reiches bezeichnen? Sie ist gerade umgekehrt der Grund gewesen für seinen gewaltigen Aufstieg auf allen Gebieten. Sie hat in dieser älteren Zeit den deutschen Königen auch durchaus die Möglichkeit gegeben, die deutsche Vorherrschaft im Osten zu behaupten.

Nein: der Grund für den Niedergang ist in ganz anderen Zusammenhängen zu suchen. Er liegt in erster Linie in der Institution selbst, und zwar in jenen gegensätzlichen Anschauungen des Kaisertums und des Papsttums über das Wesen und die Aufgaben des Kaisertums, von denen vorhin die Rede war. Die kaiserliche Auffassung war in den ersten Jahrhunderten die stärkere. Aber schon in der ersten Zeit Ottos I. machte sich eine gewisse Opposition geltend, die mit der Eingliederung der Kirche in den Staat nicht zufrieden war. Eine Persönlichkeit wie die des vorhin geschilderten Erzbischofs von Mainz ordnet sich, geschichtlich betrachtet, in eine lange Reihe tiefer religiös empfindender Bischöfe und Äbte ein, die von dem heiligen Columban und den irschottischen Mönchen über Bonifatius und Benedikt von Aniane, den Ratgeber Ludwigs des Frommen, bis in die Zeit Ottos I. führt. Diese Kette reißt niemals ganz ab; nur führt sie nicht ausschließlich über Rom. Die römischen Päpste vom Schlage eines Johann XIII. haben die geschichtliche Aufgabe erfüllt, Roms politische Rechte zu wahren. Aber sie hätten diese Aufgabe nicht erfüllen können, wenn sie nicht außerhalb Roms Gesinnungsgenossen gefunden hätten, die Roms universale Mission aus religiöser Überzeugung vertreten hätten. Seit 910 hatte sich um das neubegründete Kloster Cluni eine Gemeinde stark religiös und kirchlich interessierter Menschen zusammengefunden, die sich das Ziel setzten, die Welt innerlich zu erneuern und die zerfallende Kirche zur Einheit zurückzuführen durch die Unterordnung unter Rom. Das Kloster hatte das Glück, zwei Jahrhunderte hindurch eine ununterbrochene Reihe großer Äbte zu haben, die mit ungewöhnlicher Energie für ihre Ideale tätig waren und bald eine weit über Burgund reichende Wirksamkeit entfalteten. Die heutige Forschung faßt diese cluniacensische Bewegung in dem ersten Jahrhundert ihrer Wirksamkeit vorwiegend als eine unpolitische auf, die im engsten Einvernehmen mit den Fürsten und mit dem Kaisertum nur eine innere Erneuerung der Klosterwelt und der Kirche erstrebte, ohne jedes politische Ziel; aber das ist falsch.

Man ist erst jetzt in der Lage, die Politik dieser Äbte treffender zu beurteilen, seitdem auch die spanischen Archive ihre Schätze erschlossen

haben. Die markanteste Persönlichkeit war Odilo, der von 994 bis 1048 Abt war. Die Zeitgenossen haben ihn als „König“ der Mönche bezeichnet. Er hat in Burgund und in Frankreich die Hauptklöster seiner Aufsicht oder unmittelbaren Leitung zu unterstellen gewußt (z. B. St. Denis). Er hat in Aragon wie in Navarra und Kastilien die Könige beraten und geleitet. Er war in Spanien so sehr der Herr im Lande, daß er dort in stärkerem Maße als der Papst als Oberherr der Kirche erschien. Diese spanische und südfranzösische Politik der Äbte von Cluni war ein Versuch, einen von Cluni oder anderen cluniacensischen Klöstern abhängigen „Kirchenstaat“ zu schaffen, in dem auch die Politik der Könige und Fürsten von den Äbten geleitet wurde. In Rom ist man über diese selbständige Art Clunis nicht immer erfreut gewesen, aber als Gregor VII. 1077 in Canossa Heinrich IV. gedemütigt hatte, war einer seiner ersten Akte, daß er einen mit cluniacensischen Gedanken erfüllten Abt, den Abt Bernhard von St. Viktor in Marseille, als seinen Legaten nach Deutschland schickte. Dieser Abt versuchte hier genau dieselbe Rolle zu spielen wie die cluniacensischen Äbte in Navarra und Kastilien und wie er selbst sie in Aragon gespielt hatte. Trotz des Vertrages, den Gregor VII. mit Heinrich IV. in Canossa geschlossen hatte, zog Abt Bernhard mit dem Gegenkönige Rudolf von Schwaben durch die Lande. Er wohnte der Wahl und der Krönung des Gegenkönigs bei und nahm dann seinen Aufenthalt in Hirsau, im Herzen Deutschlands. Das Ziel ist klar: Die Wahl des Gegenkönigs Rudolf sollte die Bahn freimachen für eine ähnliche Vorherrschaft der Kirche über das Königtum wie in Kastilien und Aragon, und Hirsau sollte ein Zentrum der cluniacensischen Reformbewegung in Deutschland werden wie Cluni selbst es für Burgund, Frankreich und Spanien geworden war. Später hat der Nachfolger Gregors VII., Papst Urban II., es für richtiger gehalten, Hirsau als Zentrum wieder auszuschalten und die deutsche Kirche direkt von Rom aus zu leiten, offenbar bestimmt durch die Erfahrung, die die Kurie mit der allzu selbständigen Stellung Clunis in den romanischen Ländern gemacht hatte. Aber es gilt festzuhalten: unmittelbar nach Canossa hat Gregor VII. die Zeit gekommen geglaubt, um Deutschland nach dem Muster Kastiliens behandeln zu können. Deutschlands Könige und Kaiser sollten auf dieselbe Stufe herabgedrückt werden wie die spanischen Könige und die französischen Großen. Das bedeutet den Versuch, an Stelle der Herrschaft des deutschen Königs über die deutsche Kirche die Herrschaft des Papstes aufzurichten; das bedeutet zugleich das Bestreben, an die Stelle der Schirmherrschaft des deutschen Kaisers über die römische Kirche die alleinige Leitung der universalen Kirche durch den Papst zu setzen.

Mehr noch als dieses Faktum interessiert uns in diesem Zusammenhange die Frage nach dem Erfolge. Auch hier hat die Forschung sich bisher durch die an sich unbestreitbare Tatsache täuschen lassen, daß Friedrich Barbarossa wieder den gesamten deutschen Episkopat hinter sich hatte, als er den zwanzigjährigen Kampf mit dem Papsttum führte. In Wahrheit entschied bereits das Wormser Konkordat von 1122 den Sieg der römischen Kurie. Das königliche Zugeständnis der kanonischen Wahl der Bischöfe und Äbte in diesem Konkordat hatte für Deutschland die innerpolitische Folge, daß dem hohen Adel ein Machtmittel in die Hand gegeben wurde, mit dessen Hilfe er das deutsche Königtum Schritt für Schritt in den Hintergrund drängte. Domkapitel und Mönchskonvente setzten sich in der Kaiserzeit ausschließlich aus Angehörigen des hohen Adels zusammen. Durch das Konkordat erhielt daher dieser Stand die Verfügung über die Bistümer und die Abteien Deutschlands. Schon unter Friedrich Barbarossa war seine Macht so groß geworden, daß dieser genötigt wurde, mit dem mächtigsten Vertreter der Dynasteninteressen, mit Heinrich dem Löwen, zu paktieren und ihm die beiden wichtigsten deutschen Herzogtümer zu überlassen, Sachsen und Bayern, und als Heinrich der Löwe 1180 niedergeworfen war, traten an seine Stelle zahlreiche kleinere Dynasten, deren großer Zahl das deutsche Königtum nicht gewachsen war.

Damit aber hängt der Entschluß Friedrich Barbarossas zusammen, die italienische Grundlage seiner Herrscherstellung weiter auszubauen, als es bisher geschehen war. Sein großer Kampf mit den lombardischen Städten ist von diesem Gesichtspunkte aus gesehen nichts als der erste Versuch des deutschen Kaisertums, sich in Oberitalien eine stärkere Basis für seine Politik zu schaffen, als es im damaligen, von Heinrich dem Löwen und den übrigen Dynasten beherrschten Deutschland möglich war. Und als dieser Versuch an dem scharfen Widerstande des lombardischen Bundes und des mit ihm verbündeten Papstes Alexanders III. 1177 und 1183 gescheitert war, da hat Friedrich Barbarossa unmittelbar darauf 1184 durch die Verlobung seines Sohnes Heinrichs VI. mit Konstanze, der Erbin von Sizilien, die Ära der sizilianischen Hausmachtspolitik seines Geschlechts eröffnet, d. h. jener unglückseligen süditalienischen Hausmachtspolitik, an deren Ende der Tod Konradins auf dem Schafott in Neapel stand.

Wir überblicken noch einmal die Zusammenhänge, auf die unsere Betrachtung uns geführt hat. Weil durch das Vordringen der cluniacensischen Reformbewegung dem deutschen Königtum die Grundlage genommen wurde, auf dem bis zum Tage von Canossa seine Machtstellung in Deutschland begründet gewesen war, wurde das Königtum der Staufer nach Italien abgedrängt, so daß der letzte große Staufer der rück-

schauenden geschichtlichen Betrachtung mehr als Sizilianer denn als Deutscher erscheint. Das wichtigste Moment aber ist, daß mit dem Vordringen der cluniacensischen Reformgedanken dem Kaisertum die Berechtigung genommen wurde, seine Hauptaufgabe der Schirmherrschaft über die Kirche auszuüben. Genau genommen entschied es sich schon in Canossa, daß die Staats- und Weltanschauung, von der das deutsche Königtum und Kaisertum bis dahin getragen war, der Vergangenheit angehörte und eine neue Zeit heraufzog, in der die Kirche, vom Staat getrennt, das Königtum und Kaisertum beiseite schob und sich selbst in vielen Beziehungen an seine Stelle setzte. Wir sehen damit in der Geschichte des deutschen Kaisertums dieselbe Entwicklung sich vollziehen, die sich so oft in der Geschichte vollzogen hat: Institutionen verlieren in dem Augenblick ihre Bedeutung, in dem die Weltanschauung zugrunde geht, von deren Kraft sie getragen wurde. Als die theokratischen Anschauungen Clunis und Gregors VII. über die alten fränkisch-deutschen von dem In- oder Nebeneinander von Kirche und Staat siegten, war die Rolle des Kaisertums ausgespielt. Das universale deutsche Kaisertum ist an der universalen römischen Kirche gescheitert, nicht an seiner Italienpolitik oder an einer Überspannung seiner Expansionspolitik. Von verkehrter Eroberungspolitik oder einem deutschen Imperialismus kann daher in der mittelalterlichen Geschichte des deutschen Volkes nicht die Rede sein. Das nationale Element trat in jenen Zeiten noch vollkommen hinter dem kirchlichen in den Hintergrund; das universale Imperium, nicht Deutschland, war das Leitmotiv für die kaiserliche Politik.

Nur eine Frage bedarf noch einer kurzen Erörterung: Wenn das deutsche Kaisertum an der starken Gegenwirkung der Kirche zugrunde gegangen ist, so trägt also die mittelalterliche Kirche vor dem Forum der Geschichte die Schuld an der großen Tragödie Deutschlands. Sollen wir diese Schlußfolgerung ziehen oder nicht? In den Zeiten des deutschen Kulturkampfes ist sie mehr als einmal gezogen und als Mittel im politischen Tageskampf verwertet worden. Aber trotzdem ist sie historisch gesehen falsch. Die Kirche trägt wie jede religiöse Gemeinschaft ihr Recht in sich. Wird dieses vom Staate verletzt, so hat sie nach mittelalterlicher Auffassung das Recht zur Gegenwehr. Nach der Überzeugung vieler tiefer religiös empfindenden Menschen der damaligen Zeit hatte daher die römische Kirche in ihrem Streite mit dem deutschen Königtum das höhere Recht auf ihrer Seite. Wenn das Papsttum späterhin über das Ziel hinausschoß, so ändert das an diesem geschichtlichen Urteil nichts. Damit wird aber der Untergang des deutschen Kaisertums zu einer Tragödie im eigentlichen Sinn. Das deutsche Kaisertum war auf dem Boden der universalen römischen Kirche auf-

gebaut und der Kaiser der „Verteidiger der Kirche“ und des Glaubens. Löste die Kirche diese Gemeinschaft, so wurde dem Kaisertum der Grund entzogen, auf dem es stand. Keiner hat das stärker empfunden als der letzte große Staufer Kaiser Friedrich II. Er hat zur Zeit des erbittertsten Kampfes mit Papst Innocenz IV. den Gedanken gefaßt, die Kirche, wie sie damals war, umzumodeln. Er hat gegen das absolute Papsttum erst die Kardinäle und dann die Konzils-idee auszuspielen versucht und in einigen seiner gewaltigsten Manifeste die Könige und Fürsten Europas darauf hingewiesen, daß das universale Papsttum mit seinem Anspruche der politischen Weltherrschaft für alle christlichen Monarchen eine schwere Gefahr bedeute. Aber dieser Gedanke kam für das Kaisertum zu spät. Das Papsttum hatte es Schritt für Schritt aus seiner universalen Machtstellung herausgedrängt und die alleinige Leitung der Kirche übernommen. Damit wurde das Kaisertum überflüssig und machte neuen politischen Gebilden Platz, den aufstrebenden Nationalstaaten im Westen und Osten, die ihrerseits bald darauf dem universalen politischen Papsttum ein Ende bereiteten. Die große Tragödie des mittelalterlichen deutschen Kaisertums liegt also darin, daß es als Institution seine Bedeutung verlor, nicht durch eine verkehrte Politik seiner Träger.

Sollte diese Erkenntnis nicht auch für die Gegenwart noch bleibenden Wert besitzen? Ich glaube doch. Nichts ist gefährlicher für ein großes Volk, als wenn ihm klargemacht wird, daß es in den größten Zeiten seiner Geschichte auf falschem Wege war. Eine objektive Betrachtung der Dinge setzt für unser deutsches Volk an die Stelle der Selbstverurteilung den freudigen Stolz auf eine große Vergangenheit und die zuversichtliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Jedes politische Denken ist ja gewissermaßen eine Komponente aus der Beschäftigung mit den Problemen der Gegenwart und aus dem Studium der Vergangenheit. Wir Deutschen haben allen Grund, diese Erkenntnis nicht außer acht zu lassen. Ich sehe daher in der gründlichen Erforschung unserer geschichtlichen Vergangenheit einen ganz unentbehrlichen Faktor für den Wiederaufbau unseres zusammengebrochenen Vaterlandes, und ich glaube, daß dieser Standpunkt auch dann seine Berechtigung behält, wenn die Zukunft uns statt des Nebeneinanders feindlicher Nationen einen europäischen Staatenbund bringen sollte. Denn auch dieses politische Gebilde der Zukunft wäre undenkbar ohne ein stolzes, gleichberechtigtes und freies deutsches Volk.